34 BG

Gustav Nieritz'

Jugendschriften.

Erste Sammlung.

Erstes Bändchen.

Leipzig, 1845.
Verlag von Gustav Mayer.

Da kamen drei schöne weiße Schwäne,
bei deren Anblick Schwanhilde vor
Freude laut aufschrie.

Die Schwanen-Jungfrau.

Belehrende Sage der Vorzeit.

Für die Jugend erzählt
von
Gustav Nieritz.

Fünfte unveränderte Auflage.

Mit einem Stahlstich.

Leipzig, 1845.
Verlag von Gustav Mayer.

5. n. 763

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Der kranke Förster.

Die graue Vorzeit hat uns noch Erzählungen aufbewahrt, deren Glaubwürdigkeit, der darin vorkommenden wunderbaren Dinge wegen, die Jetztwelt bezweifelt, obschon diese ungleich mehr aufzuweisen hat, was von unseren Voreltern als die größten Wunder angestaunt worden sein würde. Fern sei es dem Verfasser, den Glauben an das Wunderbare in dem Herzen der Jugend nähren zu wollen. Wenn er jedoch nachstehend eine etwas fabelhafte Sage erzählt, so geschieht es, weil er glaubte, daß die jungen Leser das wunderbare Gewand als Nebensache, die darin vorkommenden Lehren dagegen als die Hauptsache und zwar ohne große Mühe erkennen würden. Diese wenigen Worte als Einleitung zu folgender Erzählung.

Vor gar langer Zeit streckte sich dicht bei der Stadt Zwickau im sächsischen Erzgebirge ein großer, dichter Wald von lauter dunklen Bäumen, als Fichten, Tannen und Kiefern, welche man auch deswegen Schwarz-

holz nennt, weit dahin und diente vielen wilden Thieren zum Aufenthalte. Man sah darin, außer dem hohen Hirsche, dem flinken Rehe und dem starken wilden Schweine, auch noch Wölfe, Füchse, wilde Katzen, zuweilen sogar Bären; der großen, wilden Vögel noch gar nicht zu gedenken. Damit der Raubthiere nicht gar zu viel würden und dem andern Wilde, so wie dem Menschen selbst, Schaden zufügen könnten, war ein Förster über diesen großen Wald gesetzt. Derselbe wohnte mit seiner Frau und seinen vier Kindern, nebst noch einem Jägerburschen, in einem Häuschen, welches im dichtesten Busche lag. Neben an waren noch einige niedere Gebäude befindlich, welche theils zu Hundeställen, theils zur Aufbewahrung von allerlei Vorräthen dienten. Alle zusammen und noch ein kleiner Hof wurden von einem ziemlich hohen Wildzaune, von Reisigstangen recht künstlich und dauerhaft geflochten, umgeben. Das Thor, so wie ein kleines Pförtchen, welches hineinführte, konnte von innen fest verschlossen werden.

An einem Abende sehr spät — Conrad, der Jägerbursche schlief geraume Zeit schon oben in seiner Bodenkammer — blinkte, ganz wider die Gewohnheit, an dem einen Fenster der Unterstube ein Lichtlein hell und strahlend in das Dunkel des Waldes dahin. Drinnen aber in der Unterstube stand ein Bett, federweiß überzogen, und in demselben lag ein todtkranker Mann, der Förster Willig. Vor dem Bette knieete seine Frau, Hanna; neben und hinter ihr der funfzehnjährige Petrus, die zwölfjährige Rieke, die achtjährige Christiane und der fünfjährige Wenzel. Alle weinten

und schluchzten bitterlich und hoben ihre Hände und Händchen betend zum lieben Gott empor, daß er ihren guten Vater von seiner schweren Krankheit erretten sollte. So oft die Mutter einen Seufzer ausstieß, seufzten die Kinder noch um eins so laut mit; so oft sie ein Psalm-, oder sonstiges Angstsprüchlein betete, riefen die Uebrigen es nach; wobei der kleine, schlaftrunkene Wenzel stets die müden Augenlieder schloß und mit dem schweren Kopfe gegen die harte Bettstelle stieß, wodurch er immer wieder etwas munter gemacht wurde. Der Förster vernahm jedoch von dem Allen nicht das Mindeste. Er erkannte Niemand von den Seinen, lag in großer Hitze und sprach, weil das Gehirn in seinem Haupte in Entzündung gerathen sein mochte, lauter närrisches Zeug. Eine solche Krankheit ist immer sehr bedenklich und gefährlich obendrein. Die gesündesten Menschen sind oft in wenig Stunden ein Kind des Todes. Das Gehirn liegt unter der dicken Knochenschale, welche den ganzen Kopf umgiebt; da kann man weder nachsehen, wo der Fehler liegt, noch demselben beikommen. Selbst die größten Aerzte wissen oftmals nicht zu helfen; wie viel weniger eine Frau und ihre unerfahrenen Kinder! Zwar hatte die Mutter ihren ältesten Sohn, den Petrus, vor wenig Stunden nach Zwickau zu einem Arzte geschickt; doch dieser war über Land verreist und ein anderer nicht aufzutreiben gewesen; denn damals war ein Arzt noch etwas Seltenes. Die Doktorsfrau hatte den Petrus auf Morgen vertröstet und ihn mit einem kühlenden Tränkchen aus ihres Mannes Haus-Apotheke fortgeschickt. Dieses

hatte die Mutter auch wirklich ihrem Gatten eingegeben, jedoch bis jetzt bei demselben noch keine Besserung darauf verspürt; vielmehr gerieth der Förster von Minute zu Minute in größere Angst und Gluth. Er hielt seinen Kopf für die große Pech- und Theersiederei, welche in demselben Walde lag. — „Helft!" rief er mit gewaltiger Stimme, „der dumme Kohlenbrenner hat zu zeitig angezündet in meinem Kopfe. Taucht mich geschwind in den Schwanenteich. Laßt die Schwäne mit ihren nassen Flügeln mich kühl fächeln. Hört Ihr sie schon rauschen? sie warten auf mich! Laßt mich zu ihnen!"

Die Mutter und Kinder hatten zu thun und zu halten, daß der Förster nicht aus dem Bette sprang und ihnen davon lief.

„Schwanenwasser nur kann helfen!" schrie immer noch der Mann und wischte sich mit beiden Händen die großen Wassertropfen von der angstschwitzenden Stirne.

„Ach, wenn's doch wahr wäre, Du guter Mann!" sprach weinend Hanna. „Wie gern und schnell wollten wir Dir helfen! Wie? wenn es nun ein Fingerzeig unsers lieben Herrgottes wäre, den er uns durch den Mund des kranken Vaters zukommen lassen will? Freilich können wir den Vater nicht in den Schwanenteich hinschaffen, aber doch Wasser daraus herholen. Nicht wahr, Ihr Alle würdet jetzt hingehen und Euch nicht fürchten?"

„Ja! ja!" riefen die Kinder freudig zusammen. Selbst der Wenzel mit dem wackelnden Kopfe stammelte

ein Ja heraus, obschon er nicht wußte, wovon die Rede war. Die drei ältesten waren aufgesprungen und suchten schon nach Krügen und Schöpfgefäßen umher.

„Halt!" sagte die Mutter. „Nur Eins und zwar eine Jungfrau von reinem Herzen darf hingehen, soll das Wasser eine besonders gesegnete Wirkung haben. Also spricht eine alte Sage. Riekchen, reines, unverdorbenes Herz," wendete sie sich zu ihrer ältesten Tochter, „willst Du gehen, jetzt, allein, Deinem armen Vater Linderung zu verschaffen?"

Riekchen ward blaß. Sie warf einen furchtsamen Blick auf die alte Wanduhr, welche bald Mitternacht anzeigte; dann schauete sie angsthaft auf den dunkeln Wald draußen vor dem Hause. Hoch hob sich ihre Brust empor, so tief holte sie Athem; auch blieb sie eine Minute oder zwei der Mutter die Antwort schuldig. Wie sie aber wieder ihren Vater ansah, der sich in seinem Bette aufgesetzt hatte und fort und fort mit der zottlichen Bärendecke die glänzend feuchte Stirn abwischte — da rief sie muthig: „Ja! ich gehe!"

„Recht so, mein liebes Kind!" sprach die Mutter und drückte Riekchens Kopf an ihre Brust. „Dein Vater ist viele Male und wohl in schlimmerem Wetter und in bedenklicherer Stunde Deinetwegen und unsertwegen hinausgegangen in den Wald, unter das Wild, unter böse Menschen und Geister. Er hat sich auch nicht gefürchtet; vielmehr ist er eben so freudig gegangen wie Du; denn er ging für uns. Er ging mit Gott und zu Gott; denn wo der Mensch hinkommt, ist Gott schon daselbst. Geh' Du auch also. Denke:

nicht Vorwitz, sondern Kindespflicht treibt mich fort. Schlage das heilige Zeichen des Kreuzes über Dich. Bete unterwegs das Vaterunser, den himmlischen Gruß oder was Du sonst weißt. Schreite nur beherzt drauf los. Unser Herrgott wird sein Engelein lassen Wacht halten über Dir, daß kein Wehrwolf, keine Feye oder anderes Ungethüm Dir etwas zufüge. Schaue nicht neugierig oder furchtsam umher. Sieh auf den Weg und auf nichts weiter. Spute Dich, damit Du bald wieder zurückkommst, und Dein Vater nicht unterdeß seinen Geist aushauche. Er verdient schon den sauren Gang."

Während dieser Rede hatte Riekchen einen großen Krug mit ihrer Rechten erfaßt und knixte jetzt schnell vor der Mutter auf ein Knie nieder. Diese machte das Zeichen des Kreuzes auf ihre Stirne, gab ihr noch einen Kuß und fort trippelte nun Riekchen, gefolgt von dem Petrus, welcher draußen das Pförtchen aufmachte und sie hinaus ließ. So lange er sie nur unter den hohen Bäumen erkennen konnte, schaute er ihr nach; dann lehnt' er die Thür an und kehrte in's Haus zurück, wo die Mutter mit ihren Kindern, außer für den Vater, auch noch um die glückliche Rückkehr der Tochter betete.

Zweites Kapitel.

Der Schwanenteich.

Der Teich, wohin Riekchen ging, lag kaum tausend Schritte weit von der Försterwohnung. Er war von nur geringem Umfange und wurde deswegen richtiger ein Weiher genannt. Die damaligen Leute erzählten sich von ihm und besonders von den Schwänen, die sich zuweilen drauf sehen ließen, manche Wundermährlein. So viel mochte Wahres daran sein, daß das Wasser desselben von einem Gesundbrünnlein entsprang und daher manche heilsame Eigenschaft besaß. Seitdem man aber noch viel kräftigere Wässer entdeckt hat, ist die ehemalige Berühmtheit des Schwanenteiches gänzlich verloren gegangen; kaum daß man Zwickau zuweilen noch die Schwanenstadt nennt, zum Andenken an jenen Teich, in dessen Nähe sie lag.

Riekchen befolgte treulich den wohlgemeinten Rath ihrer Mutter. Sie blickte weder rechts noch links, sondern starr vor sich hin auf den schmalen Steig, der sie zum Teiche führte, und den sie schon viele hundert Male gegangen war. Es ist immer gut für die Kinder, wenn sie thun, was ihnen die erfahrnen Eltern rathen. So auch hier. Rechts an ihrer Seite raschelte etwas über die dürren Nadeln hin. Es war eine ungeheure Sau, die mit ihrem Rudel kleiner, scheckiger Jungen davon eilte. Wie wäre Riekchen erschrocken, wohl gar vom Wege abgekommen, wenn sie hingeschaut hätte! Ueber

ihr, auf dem Äste einer hohen Kiefer, hockte eine große Ohreule oder ein Uhu. Sie hob ihre weiten Schwingen, als wolle sie sich auf das Mädchen herabstürzen. Dabei rollten ihre feurigen Augen unaufhörlich in dem runden Kopfe umher, wie ein Paar glühende Kohlen. Rieckchen sah dies Alles nicht. Selbst nicht die beiden pechschwarzen Kauermännel, die sich bei den Köpfen gepackt hielten und ganz still ihren Kampf fortsetzten, eigentlich aber nur zwei sonderbar verwachsene Baumstämme waren. Die Mainacht war keinesweges so dunkel, daß man nichts hätte erkennen können, auch verbreitete die am dunkelblauen Himmel stehende Mondsichel noch einige Helligkeit umher. Rieckchen erreichte mit behenden Schritten die Nähe des Teiches, welcher mit Weiden und Ulmen und dichtem Strauchwerk umgeben war. Die Blätter zitterten unter dem Hauche des Nachtwindes; leise rauschten und beugten sich die Zweiglein gegen einander. Rieckchen aber dünkte es noch obendrein, als plätscherte es munter in dem Wasser herum, als töne aus dem Schilfe das trauliche Kosen menschlicher, aber fremder Stimmen daher. Da rieselte es ihr doch eiskalt den Rücken hinunter, und schnell bückte sie sich, als sie dicht vor sich etwas Weißes schimmern sah, was sie schon für Wasser hielt, um ihr Krüglein zu füllen. Es war aber kein solches, sondern ein schneeweißes Tüchlein, welches sie ordentlich krampfhaft mit der Linken erfaßte und dann noch wenige Schritte zum Weiher that. Hätte sie ihre bisher halb zugeschlossenen Augen völlig aufgemacht oder nur ein klein wenig weiter links geblickt, würde sie noch mehr

dergleichen Gespinnste gesehen haben. So aber tauchte sie nur schnell ihren Krug in die kühle Fluth und begab sich auf die eiligste Rückkehr, so schnell diese nur das volle Gefäß ihr erlaubte. Als sie heim kam und die ungeduldig harrende Mutter die Hand nach dem Wasserkruge ausstreckte, reichte ihr Riekchen in der Angst ihres Herzens das feine Tüchlein hin, welches sie am Weiher gefunden und in der Hand behalten hatte.

„Was bringst Du denn da?" rief die Mutter verwundert aus und betrachtete den gethanen Fund, der ein Schleier von wunderbarer Feinheit war. Wie Spinnengewebe, so zart und weich, schmiegte er sich um die prüfenden Finger und noch nie hatte Hanna ein solches Werk gesehen. „Wunderbar und sehr wunderbar!" murmelte sie, neugierig und forschend den fremden Stoff beschauend. Doch nur einen Augenblick konnte sie sich von ihrem kranken Manne abwenden und selbst in diesem Augenblicke schien sie nur ihn in Gedanken gehabt zu haben. Denn sie machte plötzlich das Zeichen des heiligen Kreuzes über den Schleier, steckte selbigen schnell in das Schwanenteichwasser und legte ihn nun ganz und gar befeuchtet ihrem Manne auf den Kopf, nicht unterlassend, andächtig „das walt Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist" zu beten.

Da dampfte bald der benetzte Schleier auf dem heißen Haupte des Försters, das ordentlich wie eine Schmiedeesse rauchte von dem sich in Dunst auflösenden Schwanenteichwasser. Fort und fort mußte die Försterin das zusammengelegte Tüchlein in's frische Wasser tauchen, das aber wirklich dem kranken Vater

die Hitze zu mildern schien. Wenigstens legte sich mehr und mehr sein früheres Toben; das Dampfen verlor sich; die Augen schlossen sich von Zeit zu Zeit wie zum Schlafe, und ein Mal sprach er ordentlich zufrieden: „Hab' ich's doch gesagt,' daß die guten Schwäne mich abkühlen würden mit ihrem Fächeln; verscheucht sie ja nicht. Und das liebe Kind, das sie an den silbernen Fäden hält, nöthigt herein zu mir. So! so! schön! o schön!"

Er fiel in einen sanften Schlummer, und die Mutter, Gott dankend, auf ihre Kniee.

Drittes Kapitel.

Die Schwäne und das fremde Kind.

Die Mondsichel am Himmel wurde indeß immer bleicher; die Sternlein putzten eins um's andere ihr Lichtlein aus und gingen schlafen. Die Nacht, vorher so schwarzblau, verwandelte sich in Grau. Wenzel und Christiane schnarchten laut auf der Ofenbank; Riekchen und Petrus schliefen fest und selbst die Mutter nickte ein Mal hier herüber, das andere Mal dort hinüber mit dem müden Haupte. Da störte sie ein plötzliches Geräusch auf.

„Was rauscht denn so? Petrus! Klopfte es nicht an's Fenster?" rief sie und schaute erschrocken empor. Petrus auch. Vor dem einen Fenster der Stube erglänzte es ganz weiß; dazu flatterte und wippte es wie mit Adlersfittigen. Zugleich hackten drei Schnäbel

an die Glasscheiben, daß sie schier zersprangen. Die Hunde, welche ausgeschlafen und ihren Stall verlassen hatten, bellten und versuchten heulend an den weißen Dingern in die Höhe zu springen und sie zu erfassen. Darauf war das Fenster wieder frei und nichts mehr zu hören. Dafür vernahm man aber deutlich ein schwaches Klopfen an die Thür im Wildzaune und eine klagende Stimme dazu. Eben so schnell waren auch die drei Schwäne, wie Petrus nun in ihnen erkannte, wieder da und pochten mit ihren schwarzen Schnäbeln immer derber an die Fenster.

„Ach Herr Gott! was soll das nur heißen?" klagte die Mutter. „Wecke den Conrad auf, Petrus! er mag die Hunde alle loslassen und die Armbrust gebrauchen."

„Mutter!" entgegnete Petrus, „sagte der Vater nicht vorhin: wir sollten die guten Schwäne nicht verscheuchen?" Mit diesen Worten ging er beherzt an das Fenster zu, es zu öffnen und nach dem Begehr der weißen Vögel zu forschen. Diese schwangen sich sofort über den Wildzaun zurück und hackten dafür desto lauter an der Zaunthür.

„Hat sich meine jüngere Schwester Rieke nicht gefürchtet, allein und in der Nacht hinauszugehen in den dunkeln Wald unter die wilden Thiere und bösen Geister: werde ich mich doch wahrhaftig nicht scheuen, bei anbrechendem Morgen nur bis an die Hofthür zu einem Paar furchtsamer Schwäne zu gehen?"

Da bekam wirklich auch die Mutter ihren Muth wieder. „Gehe in Gottes Namen, mein Sohn! sprach sie.

Petrus erfaßte das noch am Fenster brennende Lämpchen und ging damit hinaus. Nun wurde Alles still. Endlich ging die Stubenthür wieder auf; Petrus mit dem Lämpchen, trat herein; er sah etwas weiß aus im Angesichte. Noch weit weißer aber sah das fremde Kind, das gleich hinter ihm herein kam, aus. Es näherte sich furchtsam der Mutter, blieb einige Schritte vor ihr stehen und legte bittend die Hände gekreuzt auf die Brust. Dazu sprach es sanfte, wohlklingende Worte, welche kein Mensch verstand. Die Mutter stand wie versteinert. Sie blickte bald den Petrus, bald das Kind an. Sie rieb sich die Augen und schaute nochmals hin ob das Kind nicht Silberfäden in den Händen halte, woran, wie der Förster in der Fieberhitze gesagt hatte, die Schwäne gebunden wären. Sie sah deren keine, wohl aber Silber glänzen am Gürtel, der das weiße Kleidchen umgab; an den weißen Höschen und Schuhen, welche die Beine und Füße bedeckten. „Ich fand sie draußen vor der Thür stehen, an welche sie mit einem Stein gepocht hatte", hob Petrus an, eben so verwundert wie seine Mutter. „Die Schwäne drückten ihre langen Hälse immer fest an des Mädels Arme und flogen erst davon, als ich mit ihr dem Hause zuging und die Hunde herbeirannten."

Des fremden Mädchens wundersam glänzende Augen wanderten während dem bald auf den erzählenden Petrus, bald zur horchenden Mutter. Als Jener schwieg und die Försterin unentschlossen das Kind wieder ansah, wiederholte dieses seine vorige, bittende Geberde und lange Thränen rannen über die weißen Wangen herab.

Dieser Anblick machte die Mutter ganz weich. „Guter Gott!" dachte sie bei sich selbst, „wenn meine kleine Christiane sich von mir verirrt hätte, wäre in einen großen Wald gerathen und käme nun endlich zu wildfremden Leuten, die ihre Sprache nicht verständen, das Kind wohl gar unbarmherzig von sich stießen und es dem Hunger oder den Wölfen zur Beute überließen — wie sollte dies mich schmerzen! Darum will ich mich dieses verlassenen Kindes annehmen. Haben doch selbst unvernünftige Thiere, die Schwäne, sich seiner erbarmt, es hierher geführt! Und ich, eine Christin, sollte unbarmherziger sein als sie? Das sei ferne! Seid barmherzig, wie auch euer Vater im Himmel barmherzig ist. Der himmlische Vater half meinem guten Manne recht wunderbar in seiner Krankheit — darum will ich nun auch diesem verlassenen Kinde helfen."

Sie war unterdeß auf das fremde Kind, welches wohl so alt als des Försters Christiane sein konnte, losgegangen und legte jetzt dessen Haupt an ihre Brust. „Ich will Deine Mutter sein, mein Kind!" sprach sie und streichelte ihr die bleiche Wange.

Das Kind verstand diese Worte nicht, wohl aber den Ton der Liebe, der in denselben lag. Es schluchzte heftiger, schmiegte sich aber fest an die Mutter an, wobei es die Augen zuschloß, gleichsam als wolle es sich desto leichter überreden, daß diese seine wirkliche Mutter sei. Die Försterin gewahrte erst jetzt, daß das Kind außerordentlich erschöpft und angegriffen war, und hatte deshalb nichts Eiligeres zu thun, als es auszuziehen und in's Bette zu bringen, wo es sofort in einen tiefen

Schlaf verfiel. Auch die drei übrigen Kinder der Försterin wurden, gleichen Zustandes wegen, in die Schlafkammer geschafft; nur der standhafte Petrus machte hiervon eine Ausnahme und blieb bei der Mutter, welche bald den Kranken beobachtete, bald von dem gefundenen Kinde sprach. So brach der völlige Morgen an, in dessen weiterem Verlaufe der Förster bei völlig klarem Bewußtsein erwachte und dadurch die gegründetste Hoffnung zu seiner völligen Genesung der ganzen Familie gab.

Viertes Kapitel.

Die sorgende Mutter.

Während der Vater und die Kinder noch sanft schliefen, hatte die Mutter aus dem gefundenen Schleier behutsam das darin enthaltene Wasser ausgedrückt und denselben zum Trocknen vor das Fenster der Oberstube aufgehängt. Bald hatte die aufgegangene Sonne mit ihren Strahlen ihn völlig getrocknet, und Hanna ging, ihn nunmehr wohl aufzubewahren. Leicht konnte ja wieder ein Fall eintreten, wo man ihn brauchte. Denn die Mutter schrieb nicht allein dem Schwanenteichwasser die glückliche Heilung zu, sondern einen großen Theil davon dem wundersamen Gewebe. Ob sie darin Recht gehabt habe? wer will das nach mehreren Jahrhunderten bestimmen können?! Nach diesem kleinen Geschäfte beschauete sie auch die dem fremden Kinde ausgezogenen Sachen, welche gleichfalls von ganz fremden über-

aus feinen Stoffen waren. Der kleine Gürtel blitzte nicht nur von dem darein gewirkten Silber, sondern auch von kleinen rothen, blauen und weißen Steinchen. Da stand nun die gute Förstersfrau und überlegte, daß diese Sachen allzumal für das arme Kind nicht paßten. Wenn nun über kurz oder lang rauhe Witterung einfiel, mußte ja das Kind in dem dünnen Kleidchen frieren. Bei uns in Deutschland ist es nichts Seltenes, daß es heute sehr heiß, morgen dagegen recht ordentlich kalt ist. Darum müssen wärmere Kleidungsstücke besorgt werden. Auch die dünnen, weißseidenen Schuhe taugten nicht für den Wald, wo bald Sumpf, bald Dornen, bald spitze Steine vorkamen. Und vollends der schöne Gürtel! I, böse Menschen, deren es überall giebt, hätten sicher das arme Kind beraubt, wohl gar ermordet, wenn es sich mit demselben einmal allein im Walde hätte blicken lassen. Darum holte die besorgte Hausmutter einen zwar nicht prächtigen, aber warmen Anzug von ihrer Tochter Christiane, und derbe Lederschuhe dazu, und legte Alles bei dem Bette des schlafenden Kindes nieder. „Freilich", dachte Hanna, „wird das Kind ungern seine glänzenden Kleider, seinen schmucken Gürtel vermissen, wohl gar weinen, daß ich sie aufgehoben habe. Aber es ist doch immer besser, es weint ein wenig, bleibt aber gesund und unberaubt. Jetzt ist es noch unverständig und sieht darum nicht ein, wie gut ich's mit ihm meine. Später wird es mir eher Dank wissen."

Die Mutter ging darauf in die Stube, ihrem erwachten Gatten Alles zu erzählen. Dieser wunderte

sich nicht wenig über die ganze Geschichte. Denn er wußte weder ein Sterbenswörtchen von dem, was er in der vergangenen Nacht gemacht hatte, noch was um ihn her vorgegangen war.

„Das hast Du recht gemacht", sprach der Vater, „daß Du das arme Kind nicht fortschicktest. Unser Heiland spricht ja: Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Wie doch der liebe Gott Alles, selbst die Noth, zum Besten lenkt! Wäre ich nicht krank gewesen: hättest Du kein Lichtlein am Fenster brennen lassen, und das Kind hätte sich gewiß nicht zu uns gefunden. Denn daß die Schwäne es sollten hergewiesen haben, will mir denn doch nicht recht zu Kopfe. Wie es nur in den Wald gekommen sein mag! Sowie ich nur einigermaßen wieder hergestellt bin, will ich mich umthun, ob vielleicht seine Eltern noch in der Nähe sind. Es werden doch keine Räuber die Leutchen überfallen haben, daß das Kind allein übrig geblieben und ihnen entwischt wäre? Indeß mag Conrad eifrig nachspüren."

Eben trat dieser in die Stube. Gleich darauf auch die beiden Mädchen der Försterin, welche das fremde Kind hereinführten. Es nahm sich drollig genug in seiner jetzigen Kleidung aus, welche ihm Rieckchen angezogen hatte. Es stammelte einige Worte her und legte abermals die Hände gekreuzt auf die Brust, wobei es sich sanft verneigte.

„Verstehst Du etwas davon?" fragte der Förster den Jägerburschen. „Ist es nicht böhmisch, was das Kind spricht?"

Conrad riß verwundert die Augen weit auf, als er den unverhofften Zuwachs der Familie ersah und sprach: „Was? böhmisch? Wenn das böhmisch sein soll, will ich kein Böhmake, sondern ein Türke sein! Die Sprache verstehe mir Einer! Das Mäulchen babelt und matscht ja wie die jungen Bachstelzen, die man auch nicht versteht. Wie seid Ihr denn zu dem Kinde mit dem blassen Mondscheingesichtchen gekommen?"

„Ja, mich frage nicht", entgegnete Willig, „ist es doch wie mit Zauberei zugegangen. Laß Dir es von meiner Frau erzählen."

Diese aber hatte ihre alleinige Sorge auf das fremde Mädchen gerichtet, das erst jetzt seinen Verlust recht einzusehen schien und immer bitterlicher weinte. Die Förstersfrau dachte sich ganz in die Lage des Kindes, das Gott weiß, aus welchem glücklichen Zustande mit einem Male in eine fremde, unbekannte Welt versetzt worden war. Sie reichte der Kleinen das beste Essen und Getränke; sie streichelte ihre blassen Wangen und behandelte sie wie ihr eigenes Kind. Doch vergingen einige Tage, bevor sich der größte Schmerz des Mädchens in etwas legte. Es wäre dies wohl eher geschehen, wenn man nur mit ihm hätte sprechen können; allein so verstand es ja kein Zureden, keine Tröstungen, keine Schmeicheleien und Liebkosungen der Kinder, welche sich alle mögliche Mühe mit dem Kind gaben. Es war dies eine recht schlimme Sache!

Fünftes Kapitel.

Der Name und die menschliche Sprache.

Indeß war der Förster, nachdem er sich völlig von seiner Krankheit erholt hatte, mit Conrad den ganzen Wald durchkrochen, um etwas Näheres von dem Kinde zu entdecken. Vergebens. Er befragte alle Landleute, jeden Wandersmann — Niemand konnte ihm darüber Auskunft ertheilen. Er verlor jedoch darum die Geduld noch nicht. „Es wird doch Jemand zu finden sein, der mit dem Kinde zu sprechen vermag," sprach er, als er von seinen Nachforschungen zu Hause kam. „Und soll ich deshalb das ganze Land mit dem Mädel durchziehen — heraus muß es, welche Bewandtniß es mit ihm hat. Wenn man nur wenigstens seinen Namen wüßte! So kann man es nicht einmal rufen."

„Wir wollen selbst dem Kinde einen Namen geben," sprach die Mutter, „bis wir seinen eigentlichen wahren erfahren."

Nun wurde Rath gehalten, wie man es nennen wollte. Eins schlug diesen, ein Anderes jenen Namen vor. Keiner wollte recht passen. Endlich sagte Rieschen: „Da die Schwäne das Kind gleichsam zu uns geführt haben: so wollen wir es doch Schwanehilde rufen."

„Ganz recht! rief der Förster. Auch die Mutter und die andern Kinder lobten ihren Einfall.

„Nun, so komm denn, Schwanehilde," fing Willig an, „wir wollen vorerst in Zwickau unser Heil versuchen."

Natürlich hätte Jene die Rede nicht verstanden, wäre sie nicht von einem Winke, mitzugehen, begleitet gewesen. So gingen sie denn Beide mit einander durch den Wald nach der Stadt. Vorher hatte der Förster noch den blitzenden Gürtel des Mädchens zu sich gesteckt. Wir werden wohl erfahren, zu welchem Zwecke.

Unterwegs sprach Willig also mit sich selbst:

„Es ist doch eine ganz sonderbare Sache, wenn ich es mir überlege. Da muß ich nun wie ein stummer Oelgötze neben dem lieben Kinde einhergehen, und doch möcht' ich so gern mit ihm sprechen. Ich wollte ihm erzählen von dem Wilde, von meinen Hunden und von der Jagd. Ich möchte ihm zeigen die verschiedenen Bäume im Walde, das Kraut der Erd-, Heidel- und Preisel-Beere. Doch was hülfe es dem Kinde? Es versteht mich ja nicht! Ein ganz curioses Ding ist es doch mit der Sprache! Dı kann ich mit dem kleinen Stücke Fleisch, der Zunge, viele Tausend verschiedene Wörter hervorbringen, und dies blos dadurch, daß ich damit im Munde hin und her wackle; sie bald an die Zähne anstoße, bald hinterziehe, bald seitwärts wende. Schwanehilde kann sicher auch mit ihrer Zunge viele Tausend Worte sprechen, die aber alle wieder anders klingen, als die meinigen, und wovon ich nicht ein einziges verstehe. Und so giebt es in der Welt wohl noch hundert Sprachen mit hunderttausend verschiedenen Wörtern, welche alle von dem kleinen Gliede, der Zunge, erfunden worden sind. Mit den zehn Fingern kann der Mensch doch gewiß viel Tausend Dinge hervorbringen; aber mit der Zunge beinahe noch mehr,

obschon sie einen so kleinen Spielraum hat. Und wie nur die Menschen so viele Sprachen und Wörter erfunden haben mögen? — Fast alles Andere kann man errathen, wenn man es zu sehen bekommt. Ich will zu einem wildfremden Volke kommen und doch gleich errathen, was ein Haus, ein Beil, ein Spieß oder ein Kleid sei, und wenn sie auch noch so verschieden von den unsrigen sein sollten. Aber über einem Buche mit fremden Wörtern kann ich Wochen lang sitzen und doch nimmermehr die Bedeutung eines einzigen wegbekommen."

Mit solchen Gedanken vertrieb sich der Förster die Zeit auf dem Wege. Als er in der Stadt Zwickau angekommen war, ging er mit Schwanehilde in ein Haus, aus welchem viele große Knaben mit Büchern unter dem Arme herauskamen.

„Das ist — die Stadtschule!" wollte der Förster zu Schwanehilden sagen. Allein er besann sich noch, daß sie dies ja auch nicht verstehe. Darüber ordentlich ein wenig verdrüßlich, redete er einen bejahrten Herrn an, der aus einer großen Stube trat und gleichfalls ein Buch unter dem Arme trug.

„Grüß Euch Gott, Herr Rektor!" sprach er. „Nehmt's nicht übel, daß ich Euch beschwerlich falle. Aber ich habe hier ein Kind, dessen Sprache wir Alle nicht verstehen. Ihr jedoch wißt viele fremde Sprachen, denn Ihr seid ein sehr gelehrter Mann. Sprecht daher, ich bitte Euch, einmal mit dem Mädchen, ob Ihr es vielleicht verstehet oder selbiges Euch."

Der Herr Rektor sah den Förster und dann Schwanehilde verwundert an. Denn weil die Letztere wie ein

gewöhnliches Landeskind angezogen ging, wollte er gar nicht glauben, daß sie eine Fremde sei.

„Thut mir nur den Gefallen", rief der Förster, „und redet mit ihr. Ich will Euch auch morgen ein Paar Hasen in Eure Küche schicken."

„Dies will ich recht gern thun", entgegnete der Rektor, „aber ich zweifle nur, daß sie eine von den Sprachen verstehen werde, die ich weiß, weil es todte Sprachen sind."

„Was? todte?" rief der Förster, halb erschrocken. „Seit wann reden denn die Todten?"

Recht herzlich lachte der Rektor über die Einfalt des Försters. „Weil die Menschen, welche jene Sprachen redeten, längst verstorben sind, darum nennt man sie todte!" sprach er.

„Aber, heiliger Pankraz! warum lehrt Ihr sie denn da den Schülern, wenn sie in keinem Lande mehr gesprochen werden?" fragte Willig kopfschüttelnd.

„Weil — Ihr sonderbarer Mensch! die Alten uns gar vortreffliche Bücher in ihren Sprachen hinterlassen haben, aus welchen wir große Weisheit erlernen können", belehrte ihn der Rektor.

„Da müssen also vor Zeiten die Leute weit klüger gewesen sein, als jetzt!" bemerkte der Förster. „Nun versucht nur immer Eure Kunst an dem Kinde. Es gilt ja nur die Probe!"

Da redete der Rektor Schwanehilden erst lateinisch, dann griechisch, endlich hebräisch an. Diese verstand kein Wort; aber auch der Rektor nicht, was Schwanehilde sprach.

„Hab' ich's doch gleich gesagt", meinte der Rektor, „daß die Sprachen der Gelehrten ihr unbekannt sein würden. Wo man einst lateinisch sprach, reden die Leute jetzt italienisch; in Griechenland ist die ehemalige Sprache so ziemlich verschwunden; selbst die Juden verstehen kaum das wahre Hebräisch mehr. Doch weil wir von den Juden sprechen, fällt mir bei, daß der reiche Wechsler Levi hier in Zwickau mehrere lebendige Sprachen versteht. Befraget doch diesen noch."

„War ohnehin Willens, zu ihm zu gehen", entgegnete Willig. „Ich danke Euch herzlich für Eure Bemühung. Nun, verlaßt Euch darauf: morgen Vormittag schon sollen die beiden Hasen hier sein. Lebt wohl!"

Sechstes Kapitel.

Der Jude.

Willig ging nun mit Schwanehilde zum Juden Levi, der in einem kleinen Hause wohnte, dessen Fenster alle mit starken eisernen Gittern wohl verwahrt waren. Alle Thüren darin, eine einzige ausgenommen, waren mit Schlössern und Eisenstangen fest verschlossen. Der Wechsler selbst saß hinter einem Ladentische, wo er bald Geld zählte, bald in einem großen Rechnungsbuche schrieb. Der Förster brachte sein Anliegen eben so vor, wie beim Rektor. Der Jude aber warf einen flüchtigen Blick auf die Beiden und erwiederte: „Ich wechsle blos Geld um, aber keine Sprachen. Dazu hab' ich nicht

Zeit. Stört mich doch nicht in meinen Geschäften, sondern gehet heim."

„Das hätt' ich mir gleich denken können", sprach der Förster zu sich selbst, „daß es also klingen würde," weil der Jude nicht gleich einen Gewinn dabei ersiehet. Diesem darf ich nun schon nicht mit einem Paar Hasen zu nahe kommen; da muß ich andere Seiten aufziehen." Er langte bei diesen leise gesprochenen Worten den silbergewirkten Gürtel Schwanehildens hervor und sprach nun laut zum Juden: „Es ist doch jammerschade, daß Ihr keine Zeit habt. Da wollt' ich Euch noch fragen, was wohl diese Steinchen an dem Gürtel hier werth wären. Aber so muß ich schon zu einem Goldschmidt oder Juwelier gehen. Lebt wohl!" Er stellte sich, als wollte er mit dem Kinde fortgehen.

Hurtig schob der Wechsler Geld und Rechnungsbuch weg und sprang vom Sessel auf. „Halt!" schrie er, „so wartet doch ein wenig!"

„Da Ihr keine Zeit habt und blos Geld umwechselt", entgegnete der schlaue Förster und ließ den Gürtel recht mit Fleiß in der Sonne flimmern, „so will ich Euch nicht länger abhalten." Er drehte sich langsam um nach der Thür.

So alt der Jude auch war, so war er doch mit einem Satze über den Ladentisch weggesprungen und hielt jetzt den Förster mit zitternden Händen bei den Rockschößen fest. „So seid doch nicht närrisch", rief er fast odemlos, „und bleibet." Er langte hierbei mit der einen Hand nach dem Gürtel, mit der andern nach einer großen Brille und trat nun an's Fenster, um recht

scharf sehen zu können. Vorher jedoch hatte er einen alten Juden, Namens Joel, hereingerufen, der ohne Zweifel Achtung geben sollte, daß die beiden Fremden nicht etwa eine Geldtüte einstecken möchten, während er seine ganze Aufmerksamkeit dem Beschauen widmete. Nach einer Weile wendete er sich, scheinbar in großer Ruhe, mit der Frage an den Förster: „Woher habt Ihr die Kleinigkeit?"

Dieser, welcher an der etwas bebenden Sprache des Juden bemerkte, daß seine Gelassenheit nur erzwungen war, erwiederte gleichmüthig:

„Der Gürtel ist nicht mein, sondern diesem Kinde. „Befragt es selbst darum. Allein ich sage Euch gleich, daß es weder deutsch, noch böhmisch, weder lateinisch, noch griechisch oder hebräisch versteht. Versucht also die Sprachen an dem Mädchen, welche Ihr wisset."

Nun begann ein gar kauderwelsches Gespräch, in welches der Wechsler auch den Joel hineinzog, der lange in der Türkei gewesen war. Bald redete Levi, bald Joel, bald Schwanehilde. Der Förster, welcher nicht ein Wort verstand, gab genau Achtung, ob wohl die Letztere die beiden Juden verstehe und ihnen ordentlich antworte. Er konnte jedoch nicht ganz auf's Reine kommen. Wenigstens thaten die beiden Juden, als verständen sie das Mädchen.

„Wie steht's?" fragte endlich Willig. „Habt Ihr etwas von ihr herausbekommen können?"

„O ja!" sagte der Wechsler. „Allein sagt mir doch, wie seid Ihr zu dem Kinde gekommen? Gern

möchte ich wissen, ob seine Aussagen mit den Euren übereinstimmen?"

Der Förster, so vorsichtig er auch bis jetzt gegen den Juden sich benommen hatte, ging hier doch in die Falle und erzählte treulich was er wußte.

„Ganz recht! ganz recht!" nickte Levi mit dem grauen Kopfe. „Nun hört mich an. Das Mädel ist ein Zigeunerkind und redet demnach auch die Zigeunersprache. Seine Eltern haben es wahrscheinlich gern los sein wollen, sind mit ihm in Euern Wald gegangen und haben es in der Nacht, als es eingeschlafen war, heimlich verlassen. Und so ist es denn zu Euerm Hause hingekommen. Das ist die ganze Geschichte."

„Aber", wandte der Förster ein, „die Zigeuner sehen doch gelb, ja beinahe braun aus; dieses Kind aber hat schneeweiße Haut."

„O", sprach Levi, „es ist wahrscheinlich in einem kalten Lande geboren, in schattigen Wäldern erzogen, oder wohl gar fremden Leuten gestohlen worden, wie es das Zigeunervolk so gewöhnlich macht."

„Da seh ich aber doch nicht ein, warum das Gesindel dem Kinde die schönen, feinen Sachen angelassen hat und besonders den schönen Gürtel?" erwiederte der Förster.

„Lappalien sind's und weiter nichts", sprach Levi eifrig. „Katzensilber und bunte Glasstücken enthält der Gürtel und so mögen auch die übrigen Sachen beschaffen sein. Die Zigeunerkinder müssen ja immer durch allerlei Kunststückemachen Geld verdienen und darum geben ihnen auch die Alten einen abenteuerlichen, flimmernden Anzug, der nicht von Werth ist."

„Ich muß Euch noch einmal widersprechen“, sagte Willig. „Dies Mädel kann ganz und gar keine Kunststücke, wie die Zigeunerkinder zu machen pflegen. Es ist in diesen Dingen so ungeschickt, daß es nicht einmal über eine Pfütze hinwegspringen, keinen Tannenzapfen auffangen, keinen Felsen erklettern kann, wenn meine Kinder mit ihm spielen. Nein, Zigeunerkinder klettern wie die Eichhörnchen die höchsten Bäume hinauf und herunter; dagegen konnte Schwanehilde nicht die niedrige Thür in meinem Wildzaune übersteigen.“

„Eben ihrer Ungeschicklichkeit wegen hat sie auch gewiß die Rotte weggesetzt“, entgegnete Levi triumphirend. „Wer bei diesem Volke kein Geld verdienen kann, wird als eine unnütze Last angesehen und entfernt. So ist es und nicht anders.“

„Nun, so muß ich mich denn schon bescheiden damit!“ meinte der Förster. „Meinetwegen mag das Mädchen ein Fürsten- oder Zigeunerkind sein. Ich will doch meine Hand nicht von ihm abziehen; vielmehr ein Christenkind aus ihm zu machen suchen. Indeß habt freundlichen Dank für Eure Kundschaft. Gebt mir den Gürtel her und laßt mich nun gehen.“

„Den Gürtel? hm! hm!“ sprach Levi verlegen. „Hört, was wollt Ihr für den Gürtel? Ich hab' ein Enkelchen, just so groß wie das Zigeunerkind, dem wollt' ich gern eine Freude mit dem flimmernden Dingel machen. Ihr braucht es ja so nicht.“

„Der Gürtel ist nicht mein, sondern dem Kinde hier. Deshalb darf ich ihn auch nicht verkaufen“, sagte sehr ernst der Förster.

„Ach, seid kein Kind!“ rief der Jude. „Da Ihr das Kind angenommen habt, sind auch seine Sachen Euer. Ich geb' Euch zwei Gülden für den Bettel. Wollt Ihr?“

„Nicht für zweihundert Gülden, sag' ich!“

„Auch nicht für drei Gülden? nicht für sechs Gülden?“

„Nein! nein!“

„Ich bin ein armer Jüd', ein geschlagener Mann, aber ich hab' den Narren an dem Bändel gefressen — ich geb' Euch — mehr aber kann ich wahrlich nicht — zwanzig Gülden dafür!“

Statt der Antwort griff der Förster nach dem Gürtel, dessen anderes Ende der Jude mit beiden Händen gepackt hielt.

„Auch nicht für vierzig Gülden?“ rief Levi und riß den Gürtel dabei nach sich hin.

„Nein!“ sprach Willig und that seinerseits auch einen gewaltigen Ruck, der den Gürtel beinahe ganz in seine Gewalt gebracht hätte.

Es begann nun ein Hin- und Herziehen des Gürtels, das komisch anzuschauen war. Bei jedem Rucke des Wechslers bot derselbe zehn Gülden mehr. Als das Kaufgebot bis auf hundert Gülden angestiegen war und der Förster immer noch unerbittlich blieb, trat dem Juden der Angstschweiß in's Antlitz. Den Gürtel mit einer Hand festhaltend, zog er ein Sacktüchlein aus der Tasche und wischte sich damit die hellen Schweißtropfen von der Stirn. „Ich muß verzaubert sein“, rief er mit kläglicher Stimme, „daß ich für den Bettel

so gar grausam viel geben will. Ihr garstiger Mann! weil Ihr sehet, daß ich so erpicht darauf bin, treibt Ihr mich immer höher hinauf. Habt doch Mitleiden mit meiner Schwachheit! Ich will auch dem Kinde da noch schönes Zeug zu einem Kleidchen obendrein geben. Wollt Ihr nicht? Hört Ihr nicht? Schauet her! In einer jeden solcher Tüte sind hundert blanke Gülden eingewickelt. Drei davon — o, meine Seele schaudert zusammen unter dem Sündengebote — drei davon, also dreihundert Gülden biete ich Euch als den letzten Preis. Bei Abrahams, Isaaks und Jac——"

Der unwillig gewordene Förster hatte indeß seine ganzen Kräfte gesammelt. Ein gewaltiger Ruck und der Gürtel war ganz in seiner Hand; der Jude aber flog mitten unter seine Geldtüten hin und Willig eilte mit Schwanehilde zur Thür hinaus, bevor ihn der betäubte Wechsler daran verhindern konnte.

Siebentes Kapitel.

Der Unterricht.

Zu Hause erzählte der Förster seiner Frau den ganzen Handel. Diese wunderte sich nicht wenig über das Gebot des Juden; Conrad aber, welcher mit zuhörte, lachte überlaut, daß Levi unter seine Geldtüten gefallen sei.

„Wir sind jedoch immer noch auf dem alten Flecke

mit Schwanehilde," sagte Willig. „Denn nun glaube ich kein Wörtchen von allem dem, was mir der Jude weis' machen wollte. Daß ich auch so einfältig war und mich von ihm erst aushorchen ließ! Sonst hätte er seine Windbeuteleien unterwegs lassen müssen. Was ist nun zu thun? Ich dächte, das Nothwendigste wäre, daß wir Schwanehilde zur Christin zu bekehren suchten. Denn daß sie noch keine solche sei, liegt am Tage. In Zwickau führte ich sie in die Kirche. Da nahm sie weder Weihwasser, noch bekreuzte sie sich. Da betrachtete sie das Crucifix am Hochaltar eben so gleichgültig, als hier den Ofen; da knixte sie weder vor dem Priester im Meßgewande, noch vor dem Tabernakel. Und habt Ihr sie schon eine Miene verziehen, das Haupt beugen sehen, wenn wir von Jesu Christo sprachen, der doch in allen Sprachen gleich heißen soll? — Ich habe auch schon vorläufig mit dem Herrn Pfarrer in Zwickau gesprochen, der Schwanehilde erst in der christlichen Lehre unterrichten und dann taufen will. Freilich müssen wir ihr aber zuvor deutsch verstehen und sprechen lehren. Und nun noch Eins, was mir der Herr Pfarrer gesagt hat. Tretet Alle um mich; Du, Frau, Conrad und Ihr, Kinder! Der Herr Pfarrer meinte: wir sollten dieser kleinen Heidin unser Licht leuchten lassen, das der Herr Christus uns angezündet hat, damit sie unsre guten Werke sehe und sie unsern Gott preisen lerne vor allen andern Göttern. Dadurch würde unsers Gottes Name geheiligt, wenn wir, wie die Kinder Gottes, heilig und fromm lebten. Und wenn Schwanehilde durch unsern guten Wandel sich getrieben fühlte,

unsern Gott kennen lernen zu wollen und, gleich uns, eine Christin zu werden: so hätten wir Gottes Reich verbreiten helfen und dem Herrn Christus einen Unterthan mehr gewonnen. Ja, Kinder! wenn die Christen wirklich christlich lebten: so würden wir nichts von Mord, Dieberei, Lügen, Trügen, nichts von Krieg und Blutvergießen wissen. Wir brauchten keine Schlösser an den Thüren, keine Wächter auf dem Felde, keine Zuchthäuser und Gefängnisse. Wir lebten schon hier wie die Engel im Himmel. Nun, so wollen wir denn wenigstens thun, was in unsern Kräften steht. Wir wollen der kleinen Heidin weder Böses hören, noch sehen lassen. Wir wollen uns recht herzlich lieben; uns nicht zanken, noch schelten; wollen alle gute Gabe von Gott mit Dank empfangen und nicht murren, wenn er uns Trübsal schickt. Dies versprecht mir und gebt mir Eure Hand darauf!"

Dies thaten Alle willig, selbst Conrad, der Jägerbursche, und nun ging der Sprachunterricht, als das Allernothwendigste, an. Da gab es manchen Spaß. Denn Schwanehilde vermochte, wie die kleinen Kinder, nicht alle Wörter nachzusprechen. Nahm die Mutter sie in die Küche und nannte ihr die Geräthschaften darin: so sprach sie anstatt Küche — Kühe; statt Tiegel — Tüchel; Kapell für Gabel. Ging sie mit dem Förster in den Wald: so schwammen im Bache Füsse anstatt Fische; Hirse gab es darin für Hirsche; eitel Bären wuchsen daselbst statt Heidelbeeren. Im Anfange konnte sie weder das R, noch das H, noch das Z gut aussprechen. Wie wurde also gelacht, als

Schwanehilde einst die Strophe eines Liedes nachsprechen sollte und demnach anfing;

Miesummeil, diesumbeis —

statt: Mir zum Heil, dir zum Preis! —

„Macht mir das Mädel nicht schüchtern," sprach der Förster, selbst lachend, als er sah, daß Schwanehilde ganz verlegen über das Lachen wurde; „Ihr habt's Alle nicht besser gemacht, als Ihr klein waret. Aber das ist wahr, ein Kind von anderthalb Jahren würde weit schneller deutsch sprechen lernen, wie Schwanehilde, obschon wir uns mehr Mühe mit ihr geben als mit jenem. Das macht aber, weil sie schon eine Sprache kennt. Dies thut gar viel." Der Förster hatte Recht. Es ging wirklich etwas langsam mit dem Sprechenlernen. Oft mußte auch die Geberdensprache zu Hülfe genommen werden, was freilich wiederum manches Mißverständniß herbeiführte. So fand der Förster einst, als er mit den Kindern im Busche herumstrich, einen Strauch, welcher ganz dunkelbraune Kirschen trug.

„Hört, Kinder!" sprach der Vater, „wie machen wir es nur der Schwanehilde begreiflich, daß diese Tollkirschen giftig sind und man von ihrem Genusse wohl gar sterben kann?"

Er rupfte einige ab, führte sie zum Munde, verzog jedoch das Gesicht, als empfinde er den heftigsten Ekel und warf die Kirschen mit dem Zeichen des größten Abscheues weit von sich. Diese Geberdensprache dünkte jedoch den andern Kindern noch nicht hinreichend zu sein. Sie brachen vielmehr auch Kirschen ab, stellten sich, als äßen sie davon und verzogen dann das Ge-

sicht, als empfänden sie die schrecklichsten Schmerzen. Sie hielten sich den Leib, krümmten sich zusammen und winselten ganz erbärmlich. Am natürlichsten machte es der kleine Wenzel. Dieser warf sich mit großem Geheul zur Erde, wälzte sich ein Paarmal umher und stellte sich endlich gar todt — steif, unbeweglich, mit geschlossenen Augen.

Hier fing Schwanehilde, welche dem Treiben der Kinder mit der sichtlichsten Angst zugesehen hatte, laut an zu weinen und wollte sich selbst dann nicht beruhigen, als die Kinder sie lachend umringten, der kleine Wenzel munter emporsprang und ihr in seiner Einfalt versicherte: es sei nur Alles Spaß gewesen. Für den verursachten Schreck führten die Kinder Schwanehilden zu Erd- und Heidelbeerbüschen, brachen die reifsten Früchte ab, aßen sie vor Schwanehildens Augen und klopften sich dabei den Leib, als schmecke es ihnen ganz vortrefflich. Hierauf gaben sie ihr auch deren welche und der Vater nickte freundlich dazu.

So verlebte Schwanehilde recht freundliche, glückliche Tage in der Försterfamilie. Sie vergaß allgemach ihr früheres Leid und sprang, trotz den andern Kindern, wie ein junges Reh im Walde herum. Auch schien ihr das schwarze Brod und die einfache Kost, so wie die viele Bewegung in der freien Luft recht gut zu bekommen. Ihr schwächliches Ansehen verlor sich; ihre Wangen blühten wie die Rosen und alle ihre Glieder bekamen eine ungemeine Stärke und Gewandtheit. Dabei schoß sie empor wie eine schlanke Tanne. „Wir haben uns gewaltig geirrt,“ meinte einst der

Förster, „als wir Schwanehilden für so alt hielten, wie unsere Christiane. Sieh nur, über einen ganzen Kopf größer ist sie ja geworden als diese. I, die muß wohl zehn bis elf Jahr alt sein. Aber, Mutter! hast Du nicht Deine wahre Freude an dem Mädel? Entsinnest Du Dich noch auf das hagere, blasse Kindel, als es zu uns kam? und jetzt ein wahrer Hirsch von Mädel! Da haben wir schon einen Lohn für unser Werk der Barmherzigkeit. Wenn sie nur auch schon eine Christin wäre, damit ihre Seele sich so wohl befände wie ihr Leib! Na, es wird auch werden. Wenn sie nur wird ordentlich reden gelernt haben. Indeß wollen wir zufrieden sein, daß sie ein gutes folgsames Kind bisher gewesen ist.

Achtes Kapitel.

Wunderbare Dinge.

Bald kannte Schwanehilde alle Winkel und Ecken des Waldes. Am meisten und liebsten ging sie jedoch zum Schwaneteich. Halbe Tage konnte sie an seinem Rande sitzen und das Schilf und die Weiden und Ulmen um sich rauschen hören. Nur hier sang sie zuweilen noch kleine Liedchen in ihrer fremden Sprache, welche immer recht traurig klangen. Der Förster und die Seinen hatten, als Schwanehilde etwas sprechen gelernt, mehrmals um ihre frühern Schicksale gefragt. So gut sie dies konnte, erzählte sie, daß ihre Mutter und Schwestern, wie auch einige kleine Brüder mit ihr

in einem schönen und großen Hause gewohnt hätten. Es sei die Luft immer sehr heiß gewesen und darum befanden sich in ihren Stuben Springbrunnen, welche aus bunten, steinernen Becken in die Höhe sprudelten. Auch wären sie nur des Abends gewöhnlich in den Garten gegangen, in welchem ganz andere Blumen und Früchte wüchsen, als hier. Sehr viel Weiber und ganz kohlschwarze Männer seien um sie herumgewesen. Diese Letztern wären jedoch immer stumm geblieben. Ihr Vater habe schöne blitzende Kleider getragen und einen schwarzen Bart gehabt. Er sei jedoch nicht stets bei ihnen gewesen, sondern höchstens des Tages ein Mal. Auch habe sie sich immer vor ihm gefürchtet, weil er recht strenge gewesen sei. Da sie oft gekränkelt habe, so sei ihre Mutter mit ihr und ihren Schwestern einst verreiset und da sei sie plötzlich von ihnen weggekommen, ohne daß sie wisse, wo jene geblieben.

Mehr konnten die Förstersleute nicht von ihr erfahren, obgleich sie merkten, daß Schwanehilde noch etwas auf dem Herzen haben müsse, das sie nicht sagen dürfe.

Es konnte seit Schwanehildens Ankunft über fünf Monate verflossen sein, als sie eines Morgens beim Erwachen etwas Schlorweißes vor dem Fenster flimmern sah.

„Mannana!“ (das hieß in ihrer Sprache „Schwäne“), schrie sie laut und war mit einem Sprunge aus dem Bette und nach dem Fenster hin. Es waren aber keine Schwäne, sondern etwas ganz Wunderbares. Die Dächer der Gebäude, der Wildzaun, die braune Erde, die grünen Tannen dort, jedes Zweiglein und Hälm-

chen war wie mit Zucker weiß überstreut. Ein außerordentlicher prächtiger Anblick! Schwanehilde schrie vor Verwunderung.

„Na, was giebt's denn zu schreien?" trat die Förstersfrau aus der Stube in Schwanehildens Kammer.

„O, Mutter! Mutter!" rief diese, „o sieh, Salz, viel Salz!"

„Träumst Du?" entgegnete jene, „oder hast Du wirklich noch keinen Schnee gesehen? Es wäre nicht ganz übel, wenn dies Salz wäre. Da brauchten wir nicht mehr nach Zwickau zu gehen und Geld dafür wegzugeben."

Indem brachte Petrus und Riekchen die Christiane unten auf einen kleinen Schlitten gefahren und Wenzel lief hinterdrein und bombardirte seine Geschwister mit weißen Schneebällen. Die Kinder waren nämlich heute alle früher aufgestanden als Schwanehilde. Als selbige dies sah, machte sie ein Fenster auf und wagte es, ein wenig von dem daran liegenden Schnee anzufassen; schnell ließ sie ihn aber fallen, als sie seine Kälte spürte. Erst auf Zureden der Mutter nahm sie wieder einige Flocken in die Hand, war aber vor Verwunderung wieder außer sich, als der weiße Schnee in der warmen Hand zu blankem Wasser zerrann.

Jetzt fing es auf's Neue an zu schneien.

„Es regnet Baumwolle!" rief Schwanehilde, als die Flocken zu Hunderttausenden herabrieselten.

„Ich dachte gar Flaumfedern!" sprach die Mutter. „Dies ist ja eben der Schnee, welcher hier herumliegt. Nein, Mann!" rief sie in die Stube, „hast Du schon

so etwas erlebt, daß ein elfjähriges Mädchen noch nicht weiß, was Schnee ist?"

Willig aber pfiff, anstatt seiner Frau zu antworten, zum Fenster hinaus. Gleich ließen die Kinder unten ihren Schlitten im Stiche und kamen heraufgesprungen. Auch die Mutter mußte mit Schwanehilden in die Stube hereinkommen.

„Gebt Achtung, Kinder! ich will hier Schwanehilden etwas erklären. Diese weiß nämlich noch nicht, was Schnee ist und was er zu bedeuten hat. Da könnt Ihr immer mit zuhören." Darauf wendete sich der Vater zu Schwanehilde: „Du wirst verspürt haben, daß es jetzt von Tag zu Tag kälter geworden ist. Damit wir nun nicht frieren, haben wir unsere Pelze angelegt und auch Du hast ein Pelzchen bekommen, das Dir recht gütlich thut. So wie wir und Du, empfinden aber auch die Bäume, das Gras und die Erde die Kälte. Darum wächst auch jetzt nichts. Damit nun nichts friere bei dieser Kälte, läßt der liebe Gott einen schönen weißen und ach so weichen Pelz von seinem Himmel herabfallen. In diesen wickeln sich die Bäume, die Pflanzen, die Felder ein und gucken nur so verstohlen darunter hervor. Wenn es nun wieder warm wird, ziehen wir unsere Pelze aus und hängen sie in den Schrank. Dies thun aber die Bäume und die Felder nicht; die essen ihren Pelz auf, wenn sie ihn nicht mehr brauchen. Das müssen wir mit unsern Pelzen bleiben lassen."

„Ha! ha!" lachten die Kinder des Försters, „aufessen — den Pelz — sollen die Bäume und Felder? ha! ha! ha!"

„Wißt Ihr es etwa besser?" fragte der Vater seine Kinder. „Gut, wenn auch die Erde ihren weißen Pelz nicht aufißt: so trinkt sie ihn doch auf. Dies thut ihr so gut, daß sie vor Freude lauter schöne, grüne Pflanzen aufkeimen läßt. Ist's nicht so?"

„Ja, wirklich, der Vater hat Recht!" sprachen die ältesten Kinder.

Schwanehilde aber schüttelte den Kopf und sprach: „Der weiße Pelz da ist nicht warm — ist sehr kalt — hu! hu!"

„Warum bläst Du denn so in Deine Hände?" fragte hier der Vater den Wenzel, der seine Hände hin und her schleuderte.

„Weil sie mich so brennen!"

„Und warum brennen sie Dich?"

„Weil ich mit Schnee geballt habe."

„Na!" wendete sich der Vater zu Schwanehilde, „wer hat Recht? ich oder Du? Versuch es nur und nimm etwas Schnee ordentlich in die Hand und sie wird Dich brennen wie Feuer. Das ist eben ein wahres Wunder des lieben Gottes, daß der eiskalte Schnee besser wärmt als der dickste Pelz. Aber dies ist noch nicht das einzige Wunder dabei. Weißt Du, Wenzel, daß Du über tausend Sternchen zusammengedrückt hast, als Du vorhin einen Schneeball machtest?"

„Ich dachte gar!"

Hurtig hielt der Förster seinen schwarzen Hut zum Fenster hinaus. Mit vielen Schneeflocken bedeckt, zog er ihn wieder herein. „Nun seht einmal her!" sprach der Förster.

Ganz erstaunt waren die Kinder, als sie wirklich in jeder Schneeflocke den prächtigsten Stern erkannten. Wie gleichförmig waren seine Strahlen, wie zart und künstlich seine Zacken!

„Ja, Kinder," sprach Willig gerührt, „preiset mit mir den Herrn! Denn er macht nicht nur Alles gut, sondern auch schön und herrlich. Die geringste Kleinigkeit schmückt er und läßt sich's nimmer verdrießen, wenn auch Millionen von Menschen es nicht gewahren. Sehet hin an die Kammerfenster! Der warme wäßrige Hauch unsers Mundes hat sich an die kalten Glasscheiben gelegt. Er ist gefroren. Und was erblickt Ihr? die schönsten, mannigfaltigsten Blumen, die Gott, der Herr, daraus entstehen ließ!"

So wurden die Kinder durch die Hindeutungen des Vaters immer mehr gewöhnt, auf die Werke des Schöpfers ein aufmerksames Auge zu richten und fast täglich erkannten sie Neues und Herrliches.

Es wurde immer kälter. Aber auch dies schreckte die Kinder nicht ab, fleißig im Freien zu sein. Nach etwa zehn Tagen ging Schwanehilde mit ihnen zum Schwanenteich. Ein neues Wunder! Das vorher flüssige Wasser war zu Stein geworden. Wie erstaunte Schwanehilde, als Petrus und sogar Riekchen keck auf seiner nunmehr harten Oberfläche hinliefen. Erst auf vieles Zureden der Uebrigen wagte sie es, zagend einen Fuß auf das Eis zu setzen. So etwas war ihr doch in ihrem Geburtslande niemals vor Augen gekommen. Die Försterskinder aber schlitterten mit großer Schnelligkeit über die glänzende Oberfläche und lachten Schwanehilde

aus wegen ihrer Furchtsamkeit. „Freilich," sagte Petrus, „darf man nicht sogleich auf das Eis gehen, wenn es erst angefangen hat zu frieren; denn sonst bricht man durch und man müßte ertrinken; allein dieses hier trüge wohl die schwersten Lastwagen. Der Vater aber hat Recht, wenn er Alles wunderbar findet, was der liebe Gott macht. Wenn ich mir überlege, daß dieses Eis, welches wohl eine Elle tief ist, und welches wir mit den besten Aexten nicht zerhauen könnten, blos von der Luft aufgelöst wird, ohne alle Mühe und ohne weitere Umstände: so muß man wirklich des Herrn Macht anstaunen."

Petrus hatte Recht und der Vater auch. Als das Frühjahr kam und die linde Thauluft, verschwand Eis und Schnee, ohne daß man groß sah, wie es geschah und wohin es kam. Flur und Busch ward wieder grün und das Heer der Vögel stellte sich allgemach ein, mit seinem Concert den Wald zu beleben. Es war bald jährig, daß Schwanehilde in des Försters Haus gekommen war. Sie konnte schon leidlich das Deutsche verstehen, aber doch noch nicht geläufig sprechen; daher sollte der Unterricht im Christenthume noch einige Zeit verschoben werden.

Neuntes Kapitel.

Die Schwäne.

Je näher die Zeit kam, wo Schwanehilde voriges Jahr sich eingefunden hatte, desto stiller und trauriger

wurde sie. Sehr oft besuchte sie jetzt den Schwanenteich, wobei sie es nicht gern sah, wenn eines von den Kindern sie begleitete. Kaum, daß sie es litt, wenn die kleine Christiane sich an sie anschloß. „Laßt immer das arme Kind gehen!" sprach der Förster. „Man kann es ihr nicht verargen, wenn sie traurig ist. Es würde uns Allen so gehen, wenn wir von einander getrennt würden. Auch wird sich ihr froher Muth schon wieder finden." Da ließ man sie denn gewähren.

An einem Maiabende, wo der sanfte Schimmer des Mondes durch die hohen Waldbäume hier und da herein sich fand, fehlten Christiane und Schwanehilde beim Abendessen. Endlich kam die Erstere ganz odemlos und heftig erschrocken in's Haus gestürzt. Sie erzählte, daß sie und Schwanehilde beim Schwanenteiche gesessen und Blumenkränze gewunden hätten. Plötzlich wären drei schöne, weiße Schwäne aus der Luft herabgekommen, bei deren Anblicke Schwanehilde laut aufgeschrieen vor Freude. Dabei sei sie auf das Wasser losgeeilt, worauf die Schwäne herumgeschwommen wären. Vergebens habe sie Schwanehilden zugerufen, sich nicht zu nahe an den Teich zu wagen. Vielmehr sei Jene bald zwischen dem Weidengesträuch verschwunden und darauf habe sie nicht blos Schwanehilden sprechen, sondern auch noch mehrere fremde, menschliche Stimmen gehört. Lange noch habe sie Schwanehilden laute gebeten, zu ihr zurückzukommen; doch diese habe nicht geantwortet und sei verschwunden geblieben. Darauf sei sie von der größten Angst befallen worden und so schnell als möglich nach Hause gelaufen.

„Das Ding müssen wir untersuchen!" sprach Willig und stand sogleich von der Abendmahlzeit auf. „Das Blitzmädel wird doch nicht in den Teich gefallen sein?" Als er zum Hause hinauseilte, sah er den Petrus an seiner Seite.

„Darf ich?" fragte dieser.

„Meinetwegen!" entgegnete der Vater und Beide eilten zusammen durch die Büsche. Bald hatten sie den Weiher erreicht, von woher ein leises Flüstern hörbar war.

„Schwanehilde!" rief der Förster mit seiner ernsten Stimme nach dem Wasser hin. „Wo bist Du?"

Keine Antwort.

„Schwanehilde!" rief Petrus. „Komm zu uns!"

Noch keine Antwort. Jetzt begann der Förster auf das Gestrüpp am Teiche loszusteigen und Petrus schrie: „Moabdil antaxila benao!"

„Ich glaube gar, Du sprichst türkisch?" sprach der Vater verwundert. „Was soll denn das bedeuten?"

Petrus lächelte vor sich hin und entgegnete: „Schwanehilde hat mir ihre Sprache ein wenig gelehrt und da habe ich ihr jetzt zugerufen, daß wir gleich zu ihr hinkommen würden. Vielleicht hört sie eher auf ihre Muttersprache als auf unser Deutsch."

In diesem Augenblicke rauschte es in der Luft. Kerzengerade stiegen die drei Schwäne in die Luft und aus dem knisternden Gebüsche am Teiche trat Schwanehilde hervor.

Ihre Füße und ihre Kleidung unten herum waren naß vom Wasser, auch ihre Wangen; diese jedoch von Thränen, welche aus den dunkel blitzenden Augen perl-

ten, es schienen selbige aber mehr Freuden= als Leidensthränen zu sein.

„O mein guter Vater!" sprach sie schmeichelnd, „vergieb mir, daß ich nicht sogleich auf Deine Stimme hörte. Aber ich habe so eben Nachricht von den Meinigen empfangen und darüber alles Andere vergessen."

„Nachricht? durch die Schwäne?" fragte der Förster verwundert.

„Ja, lieber Vater!" entgegnete Schwanehilde freudig.

„Gut; ich will Dich jetzt nicht weiter fragen," sprach der Vater, „sondern wir wollen nach Hause eilen, wo Alle mit Angst auf uns warten werden."

Bald war man dort. Wie nun ein Jedes neugierig um Schwanehilde sich drängte, öffnete diese ein kleines Päckchen, welches vielfach mit Seide umwickelt war, und begann auszutheilen. Jedes empfing etwas; selbst der Jägerbursche Conrad. Es waren lauter kostbare Sächelchen, mit blitzenden Steinen besetzt, als: Hals= und Armbänder, Ringe, Schnallen und ähnliche Dinge.

„Und dies haben auch die Schwäne Dir mitgebracht?" fragten Alle verwundert.

Schwanehilde nickte mit dem Köpfchen. „Meine Eltern schicken es Euch, weil Ihr Alle so gut gegen mich seid. Gar zu gern hätten sie mich wieder; allein sie sind weit, weit von hier und Niemand von dort weiß den Weg hierher zu finden. Zwar wollen sie Jemand abschicken, der mich aufsuchen soll, allein da kann noch viel Zeit vergehen, ehe derselbe mich finden wird."

„Und da willst Du uns verlassen?" fragten die Kinder wehmüthig.

Aber der Vater rief wieder aus: „Wunderbar und immer wunderbar! Da habe ich wohl gehört, daß man Tauben abrichten könne, um Botschaften, oft Hunderte von Meilen weit, zu tragen; aber von Schwänen, die dergleichen thun sollen, ist mir noch nichts bekannt worden; allein für unmöglich halte ich es gar nicht. Denn, Kinder, ich muß Euch nur auf ein abermaliges Wunder Gottes in der Natur aufmerksam machen. — Durch seinen Verstand ist der Mensch das allerklügste Geschöpf auf dem ganzen Erdboden. In manchen Dingen ist er aber doch noch recht unwissend. Da giebt es zum Beispiel ein ungeheuer großes Wasser, welches man das Meer heißt. Wenn man auf demselben fährt, sieht man oft in *vielen* Wochen nichts als Wasser und Luft. Nun giebts natürlicher Weise auf dem Wasser keine Straßen, wie auf dem Lande, welche an die Orte hinführen, wohin man will, sondern die Schiffe fahren da der Kreuz und Quere darauf herum. Wenn nun da die Leute, besonders in der dunklen Nacht, wo sie sich weder nach der Sonne noch nach den Sternen richten können, wissen wollen, ob sie rechts oder links, vor- oder rückwärts fahren sollen, um an den bestimmten Ort zu gelangen: was thun sie da? Sie fragen dann eine eiserne Nadel, die mit einem gewissen Steine bestrichen ist, um Rath. Und diese Nadel, welche weder Verstand, noch Leben hat; welche weder sehen, noch hören, noch sprechen kann, und welche noch obendrein auf allen Seiten in einem hölzernen Kasten eingeschlossen ist, zeigt ihnen bei Tage und bei Nacht, in Sturm und Ungewitter, stets den richtigen Weg. Was sagt Ihr dazu?"

„O! nicht möglich!“ riefen die Kinder mit dem größten Erstaunen.

„Ja, es ist wirklich so. Aber dies ist nicht Alles, was ich Euch sagen wollte. Ihr wißt doch, daß gegen den Winter die Schwalben, die Störche, die Lerchen, Staare, Drosseln, Zippen, Ziemer und viele andere Vögel von uns fort fliegen, um wärmere Länder aufzusuchen. In der Luft giebt es doch auch keine Straßen. Da sollte man nun meinen, daß die Vögel, welche weder Verstand, noch eine Compaßnadel besitzen, noch Jemand nach dem rechten Wege befragen können, sich leicht verirren müßten auf den Hin- und Herwege. Aber nein! Die Schwalben zum Beispiel, welche viele Hundert Meilen weit, bis nach Afrika, fliegen sollen, finden nicht nur unser Land, unsere Stadt, sondern unter den vielen Häusern auch dasjenige wieder, an welches sie ihr Nest gebaut haben. Das soll mir Einer erklären, wie dies zugeht! Und so ist es auch hier. Schwanehildens Eltern bezweifeln es, ob ein verständiger Mensch sich zu uns werde herfinden können; aber die unverstandigen Schwäne vermögen es! Ist dies nicht wunderbar?“

Nachdem die Kinder ihre niedlichen Geschenke genug beäugelt und einander gezeigt hatten, gaben sie dieselben der guten Mutter zum Aufbewahren, welche sie zu Schwanehildens silbernem Gürtel legte. Was aber Conrad, der Jägerbursche, mit der Schnalle anfing, die er empfangen hatte, und wie dieselbe mancherlei Böses zuwege brachte, werden wir in der Folge sehen.

Es konnte ohngefähr zwei Uhr in derselben Nacht

sein, als der Vater plötzlich munter wurde. Es war ihm, als wehe ihn ein kühler Luftzug an, welchen er überhaupt nicht gut vertragen konnte. Er blickte sich daher in der Kammer um und wirklich sah er ein Fenster offen stehen; vor demselben aber sah er zu seiner innigen Verwunderung Schwanehilden stehen, welche leise in ihrer fremden Sprache zum Fenster hinaus redete. Gleich darauf vernahm der Förster ein Rauschen und Wippen, als wie von großen Adlersfittigen. Es rührte dieses aber von den drei Schwänen her, welche jetzt ihre langen Hälse durch's Fenster hereinstreckten und ihre pechschwarzen Schnäbel an Schwanehildens Wangen legten.

Ein Weilchen sah der Vater im Stillen diesem sonderbaren Treiben zu; dann rief er: „Schwanehilde! was beginnst Du?"

Augenblicklich verschwanden die Schwäne; Schwanehilde suchte ihr Lager auf und erwiederte kein Wort. Willig verfiel in tiefe Gedanken, welche er am nächsten Morgen alle zur Sprache brachte. Er und die Mutter nahmen Schwanehilden allein vor.

„Hast Du irgend ein Geheimniß vor uns zu verbergen, meine Tochter?" fragte Willig mild, aber eindringlich.

Schwanehilde schlug das dunkle Auge zu Boden und antwortete nichts.

„Gieb Gott und der Wahrheit die Ehre und sage uns offen — ja oder nein! Verheimlichst Du uns etwas?" Er sah ihr scharf in's Auge.

Zwei volle Thränen rollten über Schwanehildens Wangen. Sie kämpfte still mit sich selbst; endlich sprach

sie: „Ja, ich darf nicht Alles sagen; meine Mutter hat mir es verboten.“

„Deine Mutter? gut! obschon hier auch Deine Mutter und Dein Vater stehen, vor denen Du eigentlich kein Geheimniß haben solltest. Indeß hat Deine eigentliche Mutter freilich ältere und größere Rechte als wir. Allein es kann auch Geheimnisse geben, durch deren Bewahrung großes Unglück angerichtet werden kann. Gesetzt, es erwüchse aus dem Deinigen irgend ein Leibes- oder Seelenschaden für Dich oder uns: so müßtest Du es uns offenbaren und wenn es auch Deine Mutter zehn Mal verboten hätte. Nun, wie steht's damit?“ Schwanehilde überlegte einige Minuten, was sie sagen sollte.

„Ich will Dir nur sagen“, begann der Förster wieder, „was uns am meisten Sorge macht. Es ist der sonderbare Verkehr mit den Schwänen, welcher uns fast wie Zauberei vorkommt. Und diese wäre eine große Sünde, welche wir als Christen nimmer um uns dulden dürften.“

„Lieber Vater“, entgegnete Schwanehilde lebhaft, „ist es denn Sünde oder Zauberei, wenn Du auf Dein Pferd Dich setzest und zu ihm sprichst: Hui, hui, Mätzchen! und das Pferd läuft darauf recht schnell mit Dir fort?“

„Dies ist ein sonderbarer Vergleich, der wohl hierher nicht paßt“, sagte der Förster. „Hier ist weder Sünde, noch Zauberei.“

„Und so ist es auch bei meinem Geheimnisse“, sprach Schwanehilde vergnügt, „vielleicht darf ich es Dir einst offenbaren.“

Der Vater schwieg, meinte aber doch im Stillen, daß es nun wohl die höchste Zeit sei, Schwanehilden im Christenthume unterrichten zu lassen. Erstens wisse sie viel, was Zauberei und Unrecht sei und zweitens könne sie eher von ihnen weggenommen werden, als man es vermuthe.

„Hat Dir denn Deine Mutter auch verbieten lassen, eine Christin zu werden?“ fragte er noch Schwanehilden.

„Nein!“ entgegnete diese, „sie weiß gar nicht, was dies bedeutet.“

„Und wenn sie es gethan hätte“, sagte Willig, „so wäre dies gleich wieder ein Fall, wo Du ihr nicht gehorchen dürftest. Es ist mir aber um so lieber, daß sie es nicht verboten hat.“

Zehntes Kapitel.

Die Lehre vom Christenthum.

Am nächsten Tage ging der Förster nach Zwickau zu dem guten Pfarrherrn Schwenke und trug ihm sein Anliegen, so wie alle seine Bedenklichkeiten wegen Schwanehilden vor.

„Schickt mir nur das Mädchen alle Wochen drei Mal“, sagte dieser. „Wir wollen unsere Sachen schon machen. Aus Euern Erzählungen vermuthe ich mit Gewißheit, daß das Kind eine Morgenländerin sei. Diese besitzen eine sehr lebhafte Einbildungskraft, welche man am leichtesten durch Erzählen gewinnen kann. Also

machte es auch unser Heiland, dieser größte Menschenkenner und Herzenskündiger. Er trug den Morgenländern auch seine meisten Lehren in Erzählungen und Gleichnissen vor. Ich will es versuchen, ihm nachzuahmen bei Eurer Pflegetochter. Eure übrigen Kinder mögen immer mitkommen; es wird ihnen nicht zum Schaden gereichen."

Als Schwanehilde zum ersten Male zum Herrn Pfarrer kam, empfing dieser sie sehr freundlich. Er reichte ihr die Hand, streichelte ihre volle Wange und sprach: „Ei, liebe Tochter, Du bist ja recht groß und munter geworden! Dies hast Du den guten Förstersleuten zu verdanken, noch mehr aber dem lieben Gott, der Dich zu ihnen gebracht hat. — Du wirst aus den Erzählungen Deines jetzigen Vaters schon eingesehen haben, wie schön und gut der liebe Gott Alles auf Erden gemacht hat. Im Himmel ist es aber noch viel schöner, da ist Freude die Fülle und liebliches Wesen immer und ewiglich. Dort wird man nicht krank, noch stirbt Jemand; dort friert, hungert, durstet und ärgert man sich nicht. Darum möchten auch alle Menschen gern hin. Aber wie hinaufkommen? Da führen weder Flügel noch die längsten Leitern hinauf und vergebens sieht man sich nach dem Wege in der Luft um. Kein Mensch weiß einen solchen anzugeben, noch aufzufinden. Nur derjenige, welcher vom Himmel herabkommt, kann uns den Weg hinaufzeigen. Und wirklich ist Jemand herabgekommen aus dieser Absicht. Derselbe sprach: „Ich bin der Weg zum Himmel; Niemand kommt hinauf, denn durch mich." Ferner sagte er: „Kommt her

Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken durch meine Worte.“ Und der dies sprach, war unser Heiland, Jesus Christus, den der liebe Gott uns zum Heile vom Himmel herab gesandt hatte. Von diesem lieben Heilande will ich Dir nun recht viel erzählen.“ Der Herr Pfarrer fing darauf an, von dem kleinen Kinde Jesu zu sprechen und damit fortzufahren, wie dasselbe zu einem großen Manne herangewachsen war. Er beschrieb, wie lieb der Heiland die Menschen, absonderlich die Kinder gehabt habe; welche Wohlthaten er ihnen erwiesen, welche schönen Worte er zu ihnen gesprochen habe. Fast jede Stunde wurden eine oder zwei von den herrlichen Erzählungen des Heilandes durchgegangen und erklärt.

Bei diesem Unterrichte wurde Schwanehilden die Zeit gar nicht lang. Sie ging mit der größten Freude zu dem guten Herrn Pfarrer und merkte sich viele der Reden des Heilandes, die wir von ihm erfahren haben. Der Unterricht hatte schon ziemlich lange gedauert, als der Herr Pfarrer eine merkwürdige Geschichte erzählte.

„Es war einst ein Mann, der über ein großes Volk zum Richter gesetzt war. Derselbe hatte einen einzigen Sohn, welcher aber nicht so brav wie sein Vater lebte. Er beging sogar ein großes Verbrechen, auf welches die Strafe des Ausstechens beider Augen gesetzt war; darum hatte man ihn auch bei seinem Vater verklagt, welcher ihn vor Gericht zu führen befahl. Dies geschah. Eine ungeheure Menge Volkes drängte sich auf den Marktplatz, wo der Richterstuhl aufgestellt war; denn Alle waren begierig zu wissen, wie wohl

der Richter gegen seinen einzigen Sohn verfahren werde. Als der Sohn vor dem Vater stand, befragte ihn der Letztere, ob er wirklich dieses Verbrechen begangen habe, dessen man ihn beschuldige? Er konnte es nicht ableugnen. Darauf fragte ihn der Vater wieder, ob er die Strafe kenne, welche darauf gesetzt sei? Auch dies bejahete der Sohn. „Armer, unglücklicher Sohn!" sagte nun der Richter, „wie bedauere ich Dich und mich! denn ich kann Dir Deine Strafe nicht erlassen; dann würde ich ein ungerechter Richter sein, den Jedermann verdammen müßte; dann würde auch jeder böse Mensch sich auf Dich berufen und das Ungerechte ungestraft vollbringen wollen. Dies kann und darf nicht geschehen. Allein ich soll Dich nun Deiner beiden Augen berauben lassen, daß Du fortan in ewiger Nacht herumwandeln, an den Wänden forttappen sollst?! O, wüßte ich doch ein Mittel, wie ich die Gerechtigkeit befriedigen und Dir doch das Gesicht erhalten könnte!" Der Richter heftete den schmerzlichsten Blick nachdenkend auf seinen Sohn, der seine Augen nicht zu erheben wagte. Welch' eine Stille herrschte hier unter dem Volke, das mit der größten Spannung erwartete, was wohl der Richter beginnen würde! Dieser erhob sich jetzt von seinem Sitze. „Sehet hier", sprach er laut zum Volke, indem er auf seinen Sohn zeigte, „Fleisch von meinem Fleische und Bein von meinem Beine! — Das Gesetz verlangt zwei Augen — hier" — er packte mit seiner Hand das eine seiner eigenen Augen und riß es sich gewaltsam aus — „hier ist eines, und nun, mein Sohn!" wendete er sich mit der leeren, blutigen

Augenhöhle zu demselben, „gieb das andere her! So wird die Gerechtigkeit erfüllt, und doch behältst Du Dein Gesicht!“ Da schrie alles Volk mit Einer Stimme: „Heil, Heil dem gerechten Richter, der doch auch wiederum sein Kind so sehr liebt!“

„Was sagst Du dazu, Schwanehilde?“ Aber meine Geschichte ist noch nicht aus. Sieh, der liebe Gott ist gleichfalls ein gerechter Richter, der auch das Böse nimmermehr ungestraft lassen darf. Gleichwohl dauert es ihn gar sehr, wenn er uns um unserer Sünde willen strafen soll, denn er betrachtet uns als seine Kinder. Da hat er, nach seiner großen Weisheit und Barmherzigkeit, ein Mittel gefunden, der Gerechtigkeit genug zu thun und uns doch die Strafe für unsere Sünden zu erlassen. Er hat mehr gethan, als jener menschliche Richter, der sich eines seiner Augen beraubte. Wie dieser hatte er einen einzigen Sohn, nur mit dem Unterschiede, daß derselbe rein von allen Sünden und darum des Vaters größte Freude war. Diesen einzigen geliebten Sohn riß der liebe Gott von seiner Seite und sandte ihn zu unserm Heile herab auf die Erde, damit er unsere Schuld und Strafe auf sich nehmen sollte. Darum müssen wir ausrufen: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Nun beschrieb der Herr Pfarrer weiter, wie dieser Sohn Gottes, Jesus Christus, habe so viel leiden müssen von den bösen Menschen. Darauf erzählte er noch eine Geschichte.

„In den alten Zeiten wurde einstmals eine große Stadt von den Feinden belagert. Die Einwohner darin litten bereits große Noth, und mit vieler Angst sah man den Zeitpunkt immer näher kommen, wo die Feinde die Stadt in ihre Gewalt bekommen würden. Zwar gab es eine Prophezeihung, nach welcher die Stadt nicht erobert werden konnte, wenn der König der Einwohner von den Feinden getödtet würde. Allein sämmtliche Einwohner hatten ihren König zu lieb, um deshalb seinen Tod zu wünschen; überdem kannten auch die Feinde jene Prophezeihung und hüteten sich deshalb sorgfältig, jenem Könige ein Leid zuzufügen. Dieser aber, Codrus hieß er, beschloß sein Leben zum Besten seiner Unterthanen herzugeben. Damit ihn seine Unterthanen nicht an seinem Vorsatze hindern oder die Feinde ihn verschonen möchten, zog er einen alten Bauerkittel über seine königliche Kleidung und setzte einen breiten Hut auf seine Krone. Darauf begab er sich in das Lager der Feinde, fing hier mit einigen Soldaten absichtlich Streit an und ward, wie er es beabsichtigte, von ihnen erschlagen. Als nun die Feinde unter dem vermeintlichen Bauer den König Codrus erkannten, liefen sie Alle, eingedenk der Prophezeihung, augenblicklich davon, und die Stadt war gerettet.

Beinahe eben so, nur in noch weit größerem Maaße, hat es Jesus gemacht. Derselbe verließ die Seligkeit des Himmels und zog die Gestalt eines armen, hülflosen Menschenkindes an. Denn wäre er in seiner göttlichen Pracht und Majestät gekommen: so hätten die Menschen sich's nicht unterfangen, ihn zu tödten, was

doch durchaus nothwendig zu unserer Erlösung war. Und welch' ein schmerzensvoller Tod war es! und welche grausamen Leiden gingen demselben zuvor! Darum müssen wir abermals sagen: Sehet, wie hat der Herr die Leute so lieb! Es ist wahr, Codrus erlösete sein Volk von den Feinden. Allein es war dies nur eine augenblickliche Befreiung; die Feinde konnten das nächste Jahr schon wieder da sein. Und vollends jetzt ist gar kein Nutzen mehr zu verspüren von der Aufopferung jenes Königs. Dagegen dauert die Erlösung, so durch Christum geschehen, bis in alle Ewigkeit fort und erstreckt sich über alle Menschen. Dieser Unterschied kommt aber daher, weil Codrus ein bloßer Mensch, Christus aber Gottes Sohn war, der mehr denn alle Menschen zusammengenommen werth ist. Kann er doch in jedem Augenblicke so viel Menschen erschaffen, als auf der Erde leben."

Doch ich will nichts weiter anführen von dem, was jedes Christenkind gewiß schon viel vollständiger weiß, sondern will nur noch kurz erwähnen, daß der Herr Pfarrer Schwanehilden ermahnte, Christum gar sehr zu lieben und ihn nicht durch muthwillige Sünden zu betrüben. Auch war sie nun nahe daran, durch die heilige Taufe in die Christenheit aufgenommen zu werden; allein es ereignete sich ein Vorfall, der diese feierliche Handlung auf eine unbestimmte Zeit hinaus verschob, und welchen wir im nächsten Kapitel genauer erfahren werden.

Eilftes Kapitel.

Habsucht, die Wurzel vieles Uebels.

Conrad, der Jägerbursche, hatte bekanntlich von der dankbaren Schwanehilde eine Schnalle mit blitzenden Steinen erhalten. Eingedenk des Handels, welchen der Förster einst mit dem Wechsler Levi gehabt hatte, begab er sich zu demselben, um zu horchen, was er für die Schnalle bieten würde. Er fing die Sache so klug an, daß er wirklich eine recht ansehnliche Summe für die Schnalle erhielt. Dabei fragte ihn der Jude, welcher immer noch außerordentlichen Gewinn daran haben mußte, ob er nicht noch mehr dergleichen Kostbarkeiten zu verkaufen habe? Von diesem Tage an war es um die Ruhe und Gewissenhaftigkeit Conrad's geschehen. Alle Tage zählte und beäugelte er die vielen blanken Gülden, die er von dem Juden bekommen hatte, und wünschte sich deren noch viel mehr dazu. Schon begann der Wunsch in seiner Seele aufzusteigen: wenn ich doch noch die andern Sachen, als den Gürtel, die Arm- und Halsbänder, die Ringe hätte! Wie reich, wie glücklich könnte ich dann werden! Er überlegte, wo die Förstersfrau diesen Schmuck aufgehoben hatte und wie er sich wohl in den Besitz desselben setzen könnte. Den ganzen Tag ging er mit dergleichen Gedanken um, versäumte darüber seine Geschäfte und mußte sich deshalb manchen strengen Verweis von dem Förster gefallen lassen. Des Nachts konnte er davor nicht schlafen; dafür war er am andern Morgen matt und

müde, fiel ganz ab von Gestalt und konnte Niemandem mehr offen in's Auge sehen. Selbst das Essen und Trinken schmeckte ihm nicht mehr; auch kam kein lustiges Liedlein mehr über seine Lippen, wenn er verdrossen in den Wald hinein schlenderte. So unglücklich macht schon die Lust zur Sünde; geschweige denn, wenn sie vollbracht ist!

Eines Tages befand er sich an einem kleinen, freien Platze im Walde. Anstatt dem Wilde aufzulauern, saß er nachdenkend an dem Stamme einer großen Buche. Ein Feuergewehr, das bereits mehr und mehr in Gebrauch kam, lag neben ihm im Haidekraute. Er sann wieder nach, wie er wohl die gewünschten Kostbarkeiten unbemerkt rauben und entfliehen könnte. Da weckte ihn ein entfernter Schrei von oben herab aus seinen Gedanken. Er schaute hinauf; hoch oben am tiefblauen Himmel schwebte ein Schwan, schneeweiß, von der Sonne beglänzt; er schien sich herabsenken zu wollen. Da durchblitzte ein Gedanke den Jägerburschen. Hatte nicht Schwanehilde erzählt, daß sie jene Sachen durch die Schwäne zugeschickt erhalten hätte? War es nicht just die Zeit, wo sie gewöhnlich den Schwanenteich aufzusuchen pflegten? Rasch griff er nach dem Gewehre. Diesmal mußte sein werden, was vielleicht dieser Schwan für Schwanehilden mitbrachte; er mußte ihr zuvorkommen. Er legte zielend die Büchse an die Wange. Immer tiefer schwebte der majestätische Vogel herab dem nahen Schwanenteiche zu. — Mit sicherer Hand brachte jetzt Conrad die brennende Lunte zum Pulver auf der Pfanne — es blitzte auf — ein Feuer-

strom fuhr aus dem Rohre — tief in den Wald hinein dröhnte der gewaltige Knall. Da vernahm man ein plötzliches Sausen und Wippen in der Luft. Unter heftigem Flügelschall kam der Schwan herab und stürzte zuckend zu Conrad's Füßen nieder; dicht unter dem lang gebogenen Halse war das tödtliche Blei eingedrungen in die Brust, aus welcher ein heller Strom Blutes quoll und die silberweißen Federn purpurroth zu färben begann. Gefühllos für das Todesweh des armen Schwans, begann nun der Jägerbursche denselben zu untersuchen, ob und wo er vielleicht Kostbarkeiten verborgen bei sich trage. Ueber diesem Geschäfte überraschte ihn unverhofft der Förster, welcher durch das Getös des Schusses herbeigezogen war.

„Was bedeutet dies?" redete er streng seinen Burschen an, „warum schießest Du ein Thier, das wir eher zu erhalten als zu verderben bemüht sein sollten?"

„Stotternd erwiederte dieser: „Ich dachte — ich wollte — ich vermuthete —"

„Was denn?" drang Willig, immer zorniger werdend, auf ihn ein.

„Ich dachte, weil Schwanehilde von den Schwänen so schöne Sachen bekommen hätte, daß, daß ——"

„Weiter — weiter! Du Schurke!" rief Willig.

In dem Augenblicke drangen laute Stimmen durch das Gebüsch daher. Schwanehilden in der Mitte, sprangen die Försterskinder fröhlich aus dem Dickicht und eilten auf den Vater zu. Auch sie hatten den Schuß vernommen, als sie eben, von dem Herrn Pfarrer aus Zwickau kommend, durch den Wald zogen. Die Kin-

der waren nicht wenig verwundert, als sie von fern den blutenden Schwan an der Erde liegen sahen; Schwanehilde aber stieß bei seinem Anblicke ein lautes, entsetzliches Jammergeschrei aus. Das Antlitz bleich wie eine Leiche, stürzte sie auf das sterbende Thier zu. Sie warf sich auf ihre Knie nieder, drückte laut schluchzend den Schwan an ihre Brust und achtete es nicht, daß sein Blut ihr Kleid überströmte. Als sie seine Todeswunde ersah, riß sie sich das Halstuch ab, dieselbe damit zu verbinden. Sie stieß dabei unaufhörlich in ihrer fremden Sprache die kläglichsten Töne aus und hörte auf kein Zureden. Der erschütterte Förster, die tief ergriffenen Kinder hatten einen Kreis gebildet und warfen still mitleidige Blicke auf die Gruppe. Conrad aber stand vernichtet, wie ein gefallener Engel, stumm bei Seite.

Jetzt schlug der Schwan die verlöschenden Augen noch einmal auf und warf Schwanehilden einen sterbenden Blick zu. Seine Flügel hoben sich matt ein paar Mal mit leisem Schwingen, als wolle er selbst im Todeskampfe noch das Mädchen begrüßen. Darauf öffnete er ein wenig den glänzend schwarzen Schnabel, und aus der zerschmetterten Brust wanden sich leise, leise Töne hervor. Ein Gesang, den kein Mund beschreiben, kein Instrument nachahmen kann, begann die Luft mit nie gehörter Lieblichkeit zu erfüllen. Er drang bis in die geheimsten Tiefen des Herzens aller Zuhörer; er rief eine nie empfundene und doch wiederum so beseligende Wehmuth in ihnen hervor, daß sie glaubten, mit dem Sänger zugleich vergehen zu müssen. Alle

Kinder standen mit überströmenden Augen da; aber jedes unterdrückte gewaltsam sein Schluchzen, um durch keinen fremden Ton den Schwanengesang zu stören. Das edle Thier hielt den langen Hals vorwärts gebeugt, die Flügel ein wenig erhoben, bis die Töne, immer schwächer und schwächer werdend, endlich erstarben. Als es geendet hatte, sprang ein heftiger Blutstrom aus dem Halse heraus — ein schneller, zuckender Flügelschlag — und das Leben war entflohen!

Ueber dem gestorbenen Schwan lag Schwanehilde, gleichfalls leblos, in tiefer Ohnmacht dahin gestreckt. Vergebens blieben alle Belebungsversuche. Man mußte die Scheintodte nach Hause schaffen. Als Conrad nebst den größern Kindern Schwanehilden aufheben wollte, riß ihn Willig zurück. „Geh", rief er unwillig, „gleich gehe mir aus den Augen! Dich hab' ich nun kennen gelernt!"

„Es war ja nur ein Schwan!" entschuldigte sich Conrad.

„Ich weiß es", entgegnete der Förster, „allein mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf. Konntest Du jetzt, Deiner Habsucht wegen, ein unschädliches Thier tödten: versuchst Du es vielleicht in der Folge auch an Menschen. Verrieth nicht der niederträchtige Judas Ischarioth um 30 Silberlinge willen seinen Herrn und Meister?! Wer weiß, wozu Du einst fähig werden kannst; denn Geiz ist die Wurzel alles Uebels. Geh, wir sind geschiedene Leute!"

Da ging er. Die Kinder aber brachten mit Willigs Hülfe Schwanehilden nach Hause, wo sie in ein langwieriges Siechthum verfiel.

Zwölftes Kapitel.

Die vereitelte Freude.

Der Förster hatte es Schwanehilden nicht verübelt, daß sie über den Tod des armen Schwans traurig geworden war; als sie aber deshalb ordentlich krank wurde und ganz von Ansehen und Kräften kam, fielen ihm seine früheren Bedenklichkeiten wieder ein. „Wenn schon", sagte er zu seiner Hanna, „die Schwäne große Anhänglichkeit unserer Schwanehilde bewiesen und ihr durch Ueberbringung von Botschaften keinen kleinen Dienst erwiesen haben: so will mir doch diese unbändige Traurigkeit gar nicht gefallen. Das darf nicht also fortgehen."

Er zog sich an und ging, so zu sagen, vor die rechte Schmiede — nach Zwickau zum Pfarrherrn Schwenke. Dieser säumte nicht, nach etlichen Tagen seine Schülerin zu besuchen. Als er an ihr Siechlager trat und sie ihm die abgezehrte Hand reichte, sprach er, dieselbe ergreifend: „Ei, ei, liebe Tochter, Du siehst gar nicht mehr so frisch aus, wie da, als Du zum ersten Male mich besuchtest. Darüber empfinden Deine guten Eltern hier großen Kummer, und auch ich habe mich recht betrübt, daß Du nun schon so lange nicht mehr zu mir gekommen bist, das Wort des göttlichen Heils zu hören. Wie nahe glaubte ich schon die Zeit, wo wir Dich aufnehmen könnten in die Christenheit! — Man hat mir versichert, Du seiest aus Betrübniß über den Tod eines unvernünftigen Schwanes so krank ge-

worden? Ist dies möglich? Solltest Du wirklich so sehr an irdischen Dingen hangen, nachdem ich Dir die himmlischen mitgetheilt habe! Dann wäre Deine Traurigkeit eine Traurigkeit der Welt und diese wirket den Tod!" Schwanehilde hörte diese Worte mit weinenden Augen an. Sie erfaßte mit beiden Händen die des Pfarrherrns und sie inbrünstig drückend, vermochte sie nichts hervorzustammeln, als: „Mein theuerster Vater! ach, mein würdiger Herr!"

„Wenn Du mich wirklich als Deinen Vater betrachtest", sagte hier der Herr Pfarrer, „nun, so schütte Deinen Kummer aus in dies mein Herz. Mir kannst Du getrost Alles vertrauen. Ich versichere es Dir bei meiner Seelen Seligkeit, daß Du keine Sünde dadurch begehest. Laßt uns allein", wendete er sich zu den Anwesenden, „Schwanehilde wird mir ihr Herz eröffnen."

Da gehorchten Alle und gar lange dauerte es, ehe sie wieder in die Stube treten durften. Allein, gewiß groß, ja fast unbegreiflich groß ist die Macht, welche ein frommer, christlicher Seelsorger über das menschliche Gemüth auszuüben vermag. Als der Herr Pfarrer, eine recht freudige Ruhe in seinen sanften Gesichtszügen tragend, die Thür öffnete, fanden die Eintretenden Schwanehilden aufrecht im Bette sitzen. Die Hände fest gefaltet, das in Thränen blitzende Auge gen Himmel gerichtet, eine unaussprechliche Seligkeit im Antlitze abgespiegelt, kam sie allen wie eine Heilige vor, die sich schon der armen Erde entrückt und zum Himmel gezogen fühlt. Und so war es auch. Und diese plötzliche Umwandlung war lediglich die Frucht derjenigen

Trostgründe, welche der würdige Pfarrherr ihr aus dem reichen Schatze des Christenthums mitgetheilt hatte. Als derselbe Abschied von Schwanehilden nahm, sprach er noch die feierlichen Worte zu ihr: „Merke Dir es ja, meine Tochter, daß der Tod verschlungen ist durch den Sieg — daß derselbe darum keinen Stachel mehr für uns hat und daß wir Gott danken müssen, der uns diesen Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum."

Am andern Tage schon stand Schwanehilde von ihrem Krankenlager auf und begann ihre gewöhnlichen Geschäfte zu verrichten. Ihre Kräfte stellten sich allgemach wieder ein und bald vermochte sie auch die Lehrstunden des lieben Pfarrherrn zu besuchen. Diese unerwartet schnelle Genesung war keineswegs ein Wunder, wie die Familie des Försters zu glauben geneigt war, sondern bestätigte nur die Wahrheit: daß der Geist des Menschen eine ungemeine Gewalt über den Körper haben könne, wenn er nur wolle.

Endlich wurde auch der Tag bestimmt, an welchem Schwanehilde das Bad der heiligen Taufe empfangen sollte. Auf ihre Bitten hatte man denjenigen erwählt, wo sie vor drei Jahren von der guten Förstersfrau als ein verlassenes Kind aufgenommen worden war. Fast ganz Zwickau nahm Antheil an dieser so seltenen Feier und freute sich auf diesen Tag. Niemand aber gewiß mehr als der Förster, seine Frau und Kinder, Schwanehilde und der gute Pfarrherr. Am frühen Morgen dieses ersehnten Festtages begab sich schon der Letztere in die mit Blumenkränzen bereits schön geschmückte Stadt-

kirche; hier dankte er Gott, daß er das gesegnete Werkzeug sein sollte, durch welches eine Heidin dem guten Herrn Christo zugeführt werden sollte. Dann bereitete er sich am heiligen Altar auf die Feier andächtig vor.

Aber auch in dem Försterhause war seit Tagesanbruch Alles auf den Beinen. Auch hier wurde von gar vielen Herzen Gott Dank gesagt im brünstigen Gebete. Die Förstersfrau dankte mit freudigem Munde, daß sie diejenige gewesen war, welcher der Herr das Kind zugeführt hatte; der Förster, daß es unter seiner Leitung wohl gerathen war; die Kinder, daß sie durch ihr Beispiel Schwanehilden zum Guten geführt hatten; Schwanehilde endlich am allerinbrünstigsten, daß sie nun bald Gottes Kind und Erbe werden sollte. Während nun Mutter Hanna den längst bereiteten Festanzug für Schwanehilden zurecht legte, sprang diese durch den Morgenthau nach jener großen Buche hin, an deren Stamme der getödtete Schwan sein stilles Grab bekommen hatte. Hier hing, so lange dies die Jahreszeit erlaubte stets ein frischer Blumenkranz — ein Todtenopfer, welches der Pfarrherr Schwanehilden zugestanden hatte, obgleich der Förster den Kopf dabei schüttelte. Rasch knieete sie hier nieder und verrichtete gleichfalls ein andächtiges Gebet; dann eilte sie zurück, um sich von der guten Mutter und Riekchen beim Anziehen helfen zu lassen. Jetzt wurden die glänzendschwarzen Haare in zierliche Flechten geflochten; ein neues, blendend weißes Kleid überzog den jugendlichen Leib; Schuhe von derselben Farbe traten an die Stelle der schwarzledernen. Aus der bunt bemalten Truhe

holte die Mutter den silbernen Gürtel mit den blitzenden Steinen hervor, welcher zum Glück weiter geschnallt werden konnte; denn Schwanehilde war seitdem zur vierzehnjährigen Jungfrau herangewachsen.

„Es ist heute Dein größter Ehrentag", sprach sie, indem sie ihn um den schlanken Leib Schwanehildens schlang, „und deshalb ein ungewöhnlicher Putz schon einmal erlaubt." Als darauf das blühend schöne Mädchen, einer lieblichen Fürstentochter glich, vor Hanna sich neigte, um sich einen Kranz weißer Rosen auf das dunkle Haupthaar setzen zu lassen und die Dankbare die Hand der guten Mutter mit zärtlichen Küssen bedeckte: da konnte dieselbe ein recht seliges Entzücken nicht bemeistern; denn war nicht unter ihrer Pflege das Mädchen so herrlich gediehen?

Nun legten auch die Uebrigen ihren besten Anzug an. Besonders verwendeten der Förster nebst seiner Frau, und Petrus, der achtzehnjährige Jüngling, und seine Schwester, die funfzehnjährige Riekchen, große Sorgfalt dabei. Denn diese, o große Ehre! sollten, nebst noch vier der angesehensten Einwohner Zwickau's, Pathenstelle bei Schwanehilden übernehmen. Wirklich fanden die guten Leute in dem frohen Gedanken: dem Herrn Christo in sein Reich einen Unterthan mehr zuführen helfen zu können, ihren größten Lohn für ihre an Schwanehilden erwiesenen Wohlthaten. Denn damals suchte man nicht, wie jetzt geschieht, dem Pathestehen, als einem recht ärgerlichen Geschäfte, auf alle mögliche Weise zu entgehen. Freilich hatte man auch damals noch nicht die heilige Taufe zur bloßen Ceremonie und

zum Geldgewinne herabgewürdigt, wie so häufig in unsern Tagen.

Allgemach begann sich nun das Haus mit fremden Gästen zu füllen. Aus Zwickau langten viele junge Mädchen, in weißen Kleidern und mit Blumenkränzen versehen, an. Aber auch noch andere Personen, welche an dem feierlichen Zuge zur Kirche Antheil nehmen wollten. Endlich ordnete sich derselbe. Den Anfang machten die bekränzten Mädchen, welche eine lange, lange Reihe bildeten. Dann kam die gleichfalls festlich geschmückte Christiane mit dem frohlockenden Wenzel; nun der stattliche Petrus, an seiner Rechten Schwester Riekchen führend; darauf Schwanehilde in der Mitte der tiefgerührten Eltern; hinterdrein endlich eine Menge Holzhauer, Kohlenbrenner und Theersieder im sonntägigen Aufzuge. Bevor jedoch der Zug sich in Bewegung setzte, fiel Schwanehilde ihren zeitherigen Eltern weinend um den Hals und dankte ihnen mit lauter Stimme für alles Gute, was sie ihr bisher erwiesen hätten.

Hanna aber wendete sich schnell zu ihrer ältesten Tochter und sprach: „I, Riekchen, da hätten wir ja beinahe noch ein recht nothwendiges Stück vergessen. Ich wollte doch der Schwanehilde den Schleier mitgeben, den Du vor drei Jahren am Schwanenteiche fandest und den ich sorglich aufhob. Gott Lob, wir haben ihn nicht dazu gebraucht, wozu ich ihn bestimmte. Vielleicht könnte er bei der heiligen Taufe als ein recht passendes Taufhemde dienen, denn ein zarteres Gewebe sah ich nie. Ich hatt' ihn auch deshalb schon zurecht gelegt, Du wirst ihn oben auf der Truhe finden."

Hoch horchte Schwanehilde auf bei diesen Worten. Sie schien von einer lebhaften Unruhe ergriffen zu werden, welche mehr und mehr wuchs, als Riekchen mit dem Schleier in der Hand zurückgesprungen kam. Indem die Mutter das feine Gespinnst auseinander zu legen begann, machte Schwanehilde eine recht schnelle Bewegung mit beiden Händen darnach, faßte selbiges und drückte es, wie es schien, mit einem freudigen Erschrecken gegen ihre Brust, so daß die Mutter sie verwundert anschaute.

„Der Schleier ist mein," sagte das Mädchen mit bebender Stimme, und alle ihre Glieder zitterten leise, „ich hatt' ihn am Schwanenteiche verloren."

„Nun, das ist doch wunderbar," entgegnete die Mutter, „mir aber doch noch um so lieber, daß er an seine rechtmäßige Besitzerin zurückkommt."

Während nun Hanna den Schleier mit einigen Nadeln an Schwanehildens Hinterkopf befestigte, sprach Letztere mit bewegtem Ton: „Nicht wahr, liebste Mutter, Du erlaubst mir, wenn ich in Kurzem zu meinen Eltern zurückkehren sollte, daß ich Dich alle Jahre wenigstens besuchen darf?"

„Wenn Du dies wirst möglich machen können, da Dein Vaterland so weit von uns entfernt ist!" erwiederte lächelnd die Mutter.

„O gewiß!" sagte Schwanehilde mit dem Tone der innigsten Ueberzeugung.

„Doch, wie kommst Du denn auf einmal auf diesen Gedanken?" sagte, plötzlich ernst werdend, Hanna.

„Richte doch lieber jetzt Deinen Geist auf die wichtige Feier, der Du so eben entgegen gehst."

Heftig erschrak Schwanehilde. „Du hast Recht, liebe Mutter!" erwiederte sie, ward nachdenklich, faltete die Hände, blickte gen Himmel und ihre leise sich bewegenden Lippen schienen um die so nöthige Sammlung des Geistes zu flehen.

Sie schien ihr gewährt worden zu sein; denn in der größten Andacht setzte sie ihren Weg nach der Stadt fort; nur daß sie zuweilen mit der einen Hand nach dem Schleier fühlte, ob er noch auf ihrem Haupte ruhe. Noch weit vor der Stadt empfingen dichte Reihen harrender Zuschauer den jugendlichen Zug. Auch dies unterbrach Schwanehildens Fassung nicht; sie schlug den andächtigen Blick gen Himmel, in dessen blauen Höhen jetzt zwei Schwäne vor ihr her zogen. Da zuckte der Strahl eines recht seligen Gefühls über ihr schönes Antlitz und ihr Blick lenkte sich der Erde wieder zu; es fiel derselbe auf ein Gesicht, das aus dem Volkshaufen sie unverwandt anschaute. Ein jäher Schreckensruf entglitt ihren Lippen. — Das Haar wild um die Stirn hangend, die Züge tückisch verzerrt, ruheten stier die Augen des fortgejagten Conrads auf ihrer Gestalt. Die Kniee brachen ihr zusammen, ihre Augen umflorten sich; aber sie mußte wieder hinschauen nach dem fürchterlichen Menschen, dessen Blick immer sengender wurde. Sie gewahrte jetzt mit neuem Schreck, daß der Jägerbursche eine Armbrust über der Achsel liegen hatte, deren Drücker er mit der Linken hielt; spitze Bolzen sahen aus seinem Busen hervor.

Ihre Angst zu vermehren, stockte in dieser Minute der Zug, weil die Menschenmenge mehr und mehr anwuchs. Sie mußte den Schreckensanblick länger leiden. Die sichtlichste Angst in allen Zügen sah sie nach den Schwänen sich um; sie schienen tiefer herabzukommen. Nun warf sie einen furchtsamen Blick nach dem Jäger, der, von dem ihrigen geleitet, gleichfalls aufgeschaut und die beiden Vögel erkundet hatte; denn er lächelte tückisch auf seine Bolzen herab und zog an der Armbrust herum.

Da ließ Schwanehilde plötzlich die Hand Hanna's welche sie krampfhaft gefaßt gehalten hatte, los, zog mit einem Griffe den Schleier über den Kopf und „Mannana gobbiada“ flüsterten ihre bebenden Lippen — —.

Alle Umstehenden fuhren hier erschreckt mit den Köpfen auseinander, denn ein heftiger Flügelschlag berührte unsanft ihre Ohren; dann sahen sie verdutzt dem Thiere nach, das so unvermuthet aus ihrer Mitte gekommen war. Es war nichts anders als ein blendend weißer Schwan, der kerzengerade, aber blitzschnell, gen Himmel empor stieg. Unverwandten Blickes und mit offenstehendem Munde starrte die Menge ihm nach, alles Andere darüber vergessend. Als jene beiden Schwäne die Ankunft des dritten gewahrten, hörte man sie in ein freudiges Schreien ausbrechen. Alle drei aber vereinigten sich und blieben eine geraume Zeit auf einem Punkte in der Luft, wobei man den Schlag ihrer gewaltigen Schwingen unten vernehmen konnte. Zwar schien der Eine von ihnen sich wieder entfernen und der Erde sich nähern zu wollen, allein die beiden andern eilten ihm nach, holten ihn zurück und endlich entschwanden sie

gänzlich aus dem Gesichtskreise der Zuschauer. Diese wendeten nun ihre Blicke dem Zuge wieder zu; aber auch er war indessen verschwunden. In der allgemeinen Bestürzung uud Verwirrung waren seine Glieder auseinander gedrängt, zersprengt und mit fortgerissen worden. Zwischen den Erwachsenen irrten klagende und weinende Mädchen herum, die nach ihren Genossen fragten und sie doch nicht auffinden konnten. Das Ende des Tumultes war, daß Alle insgesammt, Klein und Groß, nach der Stadt stürmten. Nur ein ganz kleines Häuflein blieb unbeweglich, gleichsam zu Stein geworden, auf einem Hügel, allein stehen. Es war die betrübte Förstersfamilie. Eins warf dem Andern trostlose Blicke zu; aber die bleichen Lippen vermochten noch nicht zu sprechen vor Schreck. Die Mutter rang stumm die Hände: der Vater sah mit verschlungenen Armen starr zu Boden; Riekchen weinte still; Petrus aber, eine flammende Röthe über das Antlitz gegossen, schaute recht bitter nach dem blauen Himmel empor, wo die Schwäne zuletzt geschwebt hatten. Da flatterte, vom Winde getragen und mehrfach gewunden, etwas herab aus der Luft, zu Petrus Füßen sank es nieder: das blitzende Band war — Schwanehildens Gürtel! Grimmig stieß dieser ihn mit dem Fuße weg. Wenzel aber hob ihn auf und hielt ihn dem Vater dar; aber derselbe nahm den Gürtel nicht an, sondern sagte, indem er mit dem Finger darauf deutete, zu seiner Frau: „Hanna, bist Du nun völlig überzeugt?"

„Ach Gott!" seufzte diese. „Ich hoffte immer noch, daß Alles nur ein Blendwerk des Satans sein sollte,

der keinen Gefallen an der heiligen Handlung gehabt und sie durch diesen Spuk hätte hintertreiben wollen."

„Allerdings war es ein Blendwerk des Teufels, nur nicht in dem Sinne, wie Du es meinst," entgegnete der Vater. „Der Teufel selbst steckte in Schwanehilden und hat uns drei Jahre lang gefoppt."

„Nicht möglich, lieber Mann! Dazu war sie zu gut, zu fromm. Also kann der Teufel sich nicht verstellen: am allerwenigsten hätte er den ehrwürdigen Herrn Pfarrer hintergehen können, der gewiß bald den gefallnen Engel in ihm erkannt haben würde."

„Sage an liebe Hanna, vermagst Du daran zu zweifeln, daß unsere, nicht doch, nicht unsere Schwanehilde sich urplötzlich zwischen unsern Händen in einen Schwan verwandelte und auf und davon flog?"

Hanna schüttelte betrübt das Haupt.

„Und als ich ihren Zauberkünsten schon einmal auf der Spur war, was entgegnete sie mir, wie ich ihr deshalb ernstlich zu Leibe ging? — Vater, wenn Du Dich auf Dein Pferdchen setzest und sprichst zu ihm: hui, hui, Mätzchen! und das Pferd läuft dann recht schnell mit Dir fort: ist das Zauberei?" — So sprach sie und beschwichtigte damit meinen Argwohn. Aber ich frage Dich, ob dies ein passender Vergleich mit ihren Teufelskünsten ist? wenn sie sich den Schleier über den Kopf zieht und als Schwan davon setzt, nachdem sie „Mammama hoppsade" gesprochen hat?"

„Mannana gobbiade!" verbesserte Petrus.

„Ei meinetwegen pommada!" sagte der Vater är-

gerlich. „Was heißt denn eigentlich die Teufelsrede auf Deutsch?"

„Schwan, fleuch auf!" belehrte Petrus.

„Na, und das soll mit rechten Dingen zugehen? Das mache mir Jemand weis'! Ja, wenn ich mich, anstatt auf mein Pferd, auf eine alte Ofenkrücke gesetzt und zu ihr gesagt hätte: hui, hui, Mätzchen! und sie wäre mit mir über Stock und Stein gerannt; dann hätte ich mir Schwanehildens Vergleich eher wollen gefallen lassen; aber nur auf diese Art nicht."

„Also meinst Du wirklich", hob Petrus an, „daß Schwanehilde eine Zauberin und daher mit dem Satanas im Bunde gewesen sei?"

„Freilich!" sagte der Förster.

„Und da ist es wohl Sünde, wenn man ihr noch gut ist?" erwiederte Petrus.

„Ei wohl", entgegnete der Vater.

„Aber ich hatte sie wirklich recht lieb und kann ihr, wenn ich auch gern wollte, jetzt noch nicht recht gram sein!" wandte Petrus wieder ein.

„Ich auch nicht! ich auch nicht!" riefen Mutter und Kinder aus.

„Hilft Alles nichts! Ihr müßt sie aus euren Herzen reißen wie einen giftigen Fliegenpilz." Dabei wischte sich aber der Vater selbst eine Thräne aus dem Auge, die er nicht wollte bemerken lassen.

„Wir sind es aber nicht im Stande!" klagten Alle.

„Gott weiß es, ich selbst bin es nicht!" sprach hier der Förster mit weicher Stimme, „obschon ich mich mit Gewalt hart machte. Nun weiß ich nichts Besseres zu

rathen, als daß wir unsere Noth dem Herrn Pfarrer vortragen. Wir müssen ohnehin zu ihm, um das Vorgefallene treulich zu berichten. Wie wird er sich wundern! — Wenzel behalte nur den Gürtel. Der Herr Pfarrer mag entscheiden, was wir mit ihm anfangen sollen."

Nicht ohne auf dem Wege von vielen neugierigen Fragern belästigt worden zu sein, erreichte die Familie die Wohnung des geistlichen Herrn, der, zum Theil schon von dem Vorgefallenen unterrichtet, ihrer zu harren schien. In seinen Schooß schütteten sie nun ihre Klagen und Sorgen aus.

Dreizehntes Kapitel.

Die Aufklärung.

„Lieben Leute", sagte der Herr Pfarrer „ihr werdet mir gewiß Glauben beimessen, wenn ich euch versichere, daß ich mich auf den heutigen Tag, als einen der allerfrohesten in meinem Leben, recht herzlich gefreuet hatte. Denn die Gelegenheit eine junge Heidin dem Herrn Christo zuführen zu können, ist gewiß äußerst selten in unserm Lande und darum ein hohes Fest für uns Geistliche, die wir ja weder Frau, noch Kinder selbst haben und darum desto fester an den Heiland uns anschließen müssen, welchem es auch so ging. Daß aber meine Betrübniß über die so unverhofft vereitelte Freude nicht allzugroß ist, bewirkt der Gedanke: daß auf dieser Welt nichts ohne Gottes Willen und Zulassung geschehe. Wäre der heutige Vor-

fall wieder seine weisen Absichten gewesen: hätte er ihn sicherlich vermöge seiner Allmacht verhindert. Da dies aber nicht geschehen ist: so schließe ich daraus, daß er dabei irgend einen heilsamen Zweck vor Augen hatte. Darum bin ich auch fest überzeugt, daß unsere Bemühungen, unsere Lehren und Beispiele an dem Mädchen nicht umsonst verschwendet worden seien, sondern noch die herrlichsten Früchte tragen werden. Einst vielleicht werden wir noch einsehen, warum der heutige, herbe Schlag uns treffen mußte; und geschieht es ja nicht hier — doch gewiß dort, wo uns Alles klar wird. Daß Schwanehilde mit dem Satan im Bunde gewesen sei, fürchte ich nicht. Die heilige Schrift und die Geschichte unserer Heiligen erzählen ähnliche Wunderdinge, die keineswegs dem Einwirken des Satans, sondern vielmehr der überreichen Gnade unsers Gottes zugeschrieben werden müssen. Und so kann es auch hier sein. Wer mag gleich ohne Weiteres lieblos urtheilen wollen? Giebt es doch in der Natur noch genug Räthsel, die wir mit allem Verstande nicht errathen können. Aber ich bin euch zu eurer Beruhigung diejenige Aufklärung schuldig, die ich euch zu geben vermag. Schwanehilde hat mir in ihrer Krankheit ihr ganzes Herz und das Geheimniß ihrer Herkunft entdeckt. War es damals heilige Pflicht, das ihr gegebene Versprechen, zu schweigen, streng zu halten, so ist es gegenwärtig wiederum heilige Pflicht, das Schweigen, um eurer Seelenruhe willen, zu brechen. Höret mich also an. Schwanehilde ist die Tochter eines indischen Königs. Jede Prinzessin dieser Familie kommt, in einen feinen, wundersamen Schleier

gehüllt, zur Welt; derselbe besitzt die Eigenschaft, seine Besitzerin in geeigneten Fällen, vermöge einiger ausgesprochenen Worte, in einen Schwan umzuwandeln; jedoch kann dies nur durch Hülfe desjenigen Schleiers geschehen, mit welchem sie geboren wurde; ein geliehener, wenn schon von derselben Art, würde diese Wirkung nicht hervorbringen. Darum hebt die Mutter das wunderbare Gewebe sorgfältig für jedes Kind auf. Wie mir Schwanehilde erzählte, wurden diese Schleier gewöhnlich nur dazu benutzt, um auf eine leichte und schnelle Weise weit entfernte heilsame Wässer aufzusuchen und durch das Baden in denselben die Gesundheit des Leibes zu erzielen. Auch unser Schwanenteich, bei uns unbekannt und unberühmt, steht dort, ich weiß nicht wodurch, in dem Rufe, Jugend und Schönheit verleihen zu können. Schwanehilde war, wie auch ihr früheres Aussehen bewiesen hat, immer kränklich und siech gewesen. Deshalb nahm sie ihre Mutter, als sie in das Alter getreten war, wo sie die weite Reise eher aushalten konnte, nebst ihren beiden Schwestern mit hierher. In derselben Nacht, als Ihr, Herr Förster, so krank waret, badete sich die Königin mit ihren Töchtern im Weiher. Sollte aber das Bad von dem beabsichtigten Erfolg sein, so mußten sie zuvor ihre menschliche Gestalt wieder angenommen haben; dies bewirkten sie dadurch, daß sie die Schleier ablegten. Da es tief in der Nacht und der Weiher so einsam gelegen war, so hatten sie dieselben in der Nähe ihrer Kleidungsstücke und dicht am Ufer geborgen. Doch welch' ein Schreck befiel sie Alle, als sich nach dem Ankleiden

Schwanehildens Schleier nicht mehr vorfand! Die halbe Nacht ward unter dem ängstlichsten Suchen verbracht. Vergebens! Wie es jetzt bekannt ist, hatte ihn Riekchen aufgefunden und mit hinweggenommen. Nun entstand in dem Mutterherzen der Königin ein grausamer Streit. Sollte sie ihr Kind in einem wildfremden Lande zurücklassen oder bei ihm bleiben und dagegen ihre beiden, des weiten Weges unkundigen Töchter allein die Rückreise antreten lassen? Vaterland, Gatten und ihre noch daheim befindlichen Kinder im Stiche lassen? — Der Kampf war hart und nicht sobald entschieden. Endlich entschloß sie sich, obgleich mit blutendem Herzen, zu dem Erstern. Sie schwang sich als Schwan empor in die Luft, eine menschliche Wohnung zu entdecken, um ihr Kind aus dem dichten Walde dorthin zu bringen. Da sah sie euer Lämpchen am Fenster flimmern, und das Weitere ist euch bekannt. Wie erfreut war die von Sehnsucht nach der verlassenen Tochter fast aufgezehrte Mutter, als sie das nächste Jahr darauf aus dem Munde derselben vernahm, welch' eine liebevolle Aufnahme sie bei euch gefunden hatte! Ihr habt die Zeichen der mütterlichen Dankbarkeit aus Schwanehildens Händen empfangen; doch diese wurden durch Conrads Habsucht die Ursache des Verderbens für Schwanehildens Familie. Denn daß der getödtete Schwan kein gewöhnlicher war, erhellt schon daraus, daß ein solcher nimmermehr ein so rührendes Sterbelied anzustimmen vermag, anderer überzeugender Umstände gar nicht zu gedenken. Nur konnte die trauernde Schwanehilde nicht entdecken, ob

es ihre Mutter oder eine ihrer Schwestern sei, welche das tödtliche Blei getroffen hatte. Nun könnt ihr euch aber auch die große Betrübniß Schwanehildens erklären, aber auch die Freude, als sie heute aus Hanna's Hand den vermißten Schleier wieder empfing. Wie ihr mir erzählt habt, ist sie auf dem feierlichen Zuge nach der Kirche durch den Anblick des bösen Conrads erschreckt worden, noch mehr aber dadurch, daß sie die beiden Schwäne, wahrscheinlich ihre Angehörigen abermals durch die Armbrust des verwiesenen Burschen bedroht sah. Nur dieser Umstand vermag Schwanehilden einigermaßen in unsern Augen zu entschuldigen, daß sie kurz vor ihrer feierlichen Aufnahme in die Christenheit entfliehen konnte. Wahrscheinlich war es die Liebe, welche sie von uns forttrieb, indem sie die Ihrigen vor der ihnen drohenden Gefahr warnen wollte. Vielleicht kehrt sie darum auch noch einst zurück, um das Werk ihrer christlichen Bekehrung zu vollenden.

Also suchte der gute Pfarrer die betrübte Familie zu beruhigen. Seine Tröstungen blieben nicht ohne Erfolg. Etwas ruhiger kehrten die Förstersleute in ihre Wohnung zurück.

Vierzehntes Kapitel.

Der fremde Pilger.

Von einer Woche zur andern hoffte die Förstersfamilie auf Schwanehildens Rückkehr; als aber ein Jahr und drüber vergangen war, ohne daß ihr Wunsch

sich erfüllt hatte, gaben sie alle Hoffnung auf. Jenen Gürtel hatte der Herr Pfarrer auf Willigs Bitten an sich genommen, um aus dem Erlös desselben irgend eine wohlthätige Anstalt, zum Andenken an das Heidenmädchen, zu begründen. Dem Petrus gefiel es jetzt gar nicht mehr daheim; ihn zu zerstreuen, schickte ihn der Vater zu seinem Bruder nach Schneeberg, wo derselbe beim Silberbau angestellt war. Durch ihn lernte Petrus das Berg- und Hüttenwesen näher kennen. Fleißig fuhr er mit in die tiefen Schächte hinunter, half Stollen in die Erde treiben und Erze schmelzen; aber auch diese Beschäftigung genügte ihm nicht auf die Dauer. Es war auch ganz natürlich, daß dem jungen Manne, der vorher durch Wald und Flur weit umherstreichen durfte, die engen finstern Schächte nicht lange gefallen konnten. War im doch sogar der Wald zu enge geworden, wie man sagt; in die Weite stand sein Sinn. Darum verließ er nach wenig Monaten Schneeberg wieder, um zu seinen Eltern zurückzukehren. Es war gegen Ende des Frühjahres, im Junimonat. In dem Wirthshause zu Zwickau, der Rathskeller genannt, wo er eingekehrt war, um einen Krug Gerstensaft zu trinken, traf er einen fremden, von der Sonne stark gebräunten Mann, der ein Gleiches that. Bald knüpfte dieser mit Petrus ein Gespräch an. Seiner Aussprache nach konnte er kein Landsmann, ja kaum ein Deutscher sein. Als er auf sein Fragen vernahm, daß Petrus ein Förstersohn und mit der Gegend sehr bekannt sei, erkundigte er sich recht angelegentlich, ob er wohl den Schwanenteich wisse?

„In einer Viertelstunde gehe ich bei ihm vorbei,“ entgegnete Petrus.

„Wirklich?“ sagte der fremde Mann mit großer Lebhaftigkeit. „Liegt nicht weit davon ein Jägerhaus?“

„Ja, meine Eltern, zu welchen ich eben gehe, wohnen darin.“

Da funkelten die schwarzen Augen des Mannes vor Freude. Er ließ sogleich eine Flasche feurigen, fremden Weines bringen und begann dem Petrus tüchtig zuzutrinken. Als der Fremde sah, daß Petrus durch den genossenen Wein recht gesprächig und offenherzig wurde, rückte er immer näher mit seinem Anliegen heraus.

„Hält sich nicht in Eurem Hause ein fremdes Mädchen auf, das recht wunderbarer Weise zu Euch kam?“ fragte er.

„Es hielt sich auf!“ entgegnete Petrus, schnell verdüstert.

Der Mann erschrak heftig. „Wie so? ist das Kind gestorben?“

„Nein — schlimmer beinahe, als gestorben.“

„Um Gotteswillen!“ rief der Fremde, ganz erblaßt; „sprecht, was ist mit ihm geschehen?“

„Das Mädchen ist entflohen — entflogen vielmehr!“ sagte Petrus mit großer Traurigkeit.

„Wie ist dies denn zugegangen?“ fragte der Fremde weiter.

„Es ist eine sehr betrübte Geschichte“, entgegnete Petrus, die Euch hier jedes Kind erzählen kann. Mir aber will's allemal das Herz abdrücken, wenn ich davon anfangen soll.“

Die Wirthin, welche, am Schenktische stehend, das Gespräch mit angehört hatte, mischte sich darein und berichtigte mit geschwätziger Zunge dem fremden Manne was er zu wissen begehrte. Petrus nickte dazu mit dem Kopfe, der Fremde aber schüttelte denselben vor lauter Verwunderung und fragte dann den Erstern, ob er ihm wohl erlauben wolle, mit ihm zu seinen Eltern zu gehen?

Petrus willigte recht gern ein; die Wirthin zog ihn aber unter einem Vorwande bei Seite und warnte ihn vor dem Fremden. Es sei nicht rathsam, meinte sie, mit einem wildfremden Menschen, der noch obendrein zwei Begleiter von fürchterlichem Ansehen bei sich habe, in einen einsamen Wald sich zu wagen. Leichtlich könne er Böses im Schilde führen und wohl gar des Petrus Eltern um die Kostbarkeiten berauben wollen, die sie von dem Heidenmädchen empfangen hätten.

Petrus aber, den der Wein noch einmal so herzhaft gemacht hatte, lachte dazu und sagte: „Ich fürchte mich vor keinem Menschen. Ich stehe in Gottes Hand, der mir überdies ein paar Arme gegeben hat, womit ich mich tüchtig wehren kann."

Es mochte auch der Wirthin nicht rechter Ernst sein mit dem Warnen; vermuthlich wollte sie den Fremden, der viel aufgehen ließ, noch länger in ihrem Hause behalten; denn er und seine beiden Diener, die allerdings ganz braungelb und wunderlich aussahen, schienen recht friedsame Leute zu sein. Außer ihren Reitpferden hatten sie noch ein viertes bei sich, das von außerordentlicher Schönheit war, und welches Petrus

besteigen mußte, als aufgebrochen wurde. Wie wunderte sich dieser aber, als der fremde Mann seine Diener in Schwanehildens Sprache anredete und ihnen darin seine Befehle ertheilte. Doch auch Jener war nicht wenig erstaunt, wie Petrus ihn bedeutete, daß er auch Indisch verstehe.

Bald erreichten sie den Schwanenteich, die Buche, an welcher der Schwan begraben lag, das Försterhaus, wo die Fremden freundlich aufgenommen wurden. Hier rückte der Fremde mit der Sprache offen heraus.

„Ich bin," erzählte er, „von Geburt ein Portugiese und gelernter Kaufmann. Meine Mutter, welche eine Deutsche war, lehrte uns Kindern ihre Sprache und erzählte uns oft von ihrem Vaterlande. Auf einer Geschäftsreise, die ich mit meinem Bruder nach Ostindien unternahm, geriethen wir in die Gewalt eines indischen Volkes. Geraume Zeit schon befanden wir uns in der Sklaverei, als ungefähr vor drei Jahren alle Gefangenen befragt wurden, ob ihnen eine Stadt in Deutschland, Namens Zwickau, bekannt sei? Die Meisten unter uns bejahten diese Frage in der Hoffnung, dadurch eine Erleichterung, wohl gar Befreiung ihrer traurigen Lage zu bewerkstelligen. Auch ich befand mich unter dieser Zahl, weil mir wirklich der Name jener Stadt aus den Erzählungen meiner Mutter nicht ganz fremd war. Daß ich aber allen Andern in der Wahl vorgezogen wurde, kam daher, weil wir zwei Brüder waren, von denen einer als Geißel zurückbehalten werden konnte, damit der andere sein gegebenes Versprechen halten und zurückkehren müsse. Es wurde

mir nämlich vom Könige des Landes der Antrag gemacht, nach Deutschland in die Nähe von Zwickau zu reisen, wo ich bei einem Förster ein Mädchen, seine (des Königs) leibliche Tochter finden würde, die ich um jeden Preis nach Indien zu ihren Eltern zurückführen sollte. Die Namen des Landes, der Stadt, des Teiches, sowie des Försters hatte die Königin bei ihrem Besuche von Schwanehilden, die nach einjährigem Aufenthalte hier die deutsche Sprache etwas erlernt hatte, erfahren und sich gemerkt. Ich wurde mit allem Nöthigen ausgestattet, erhielt zwei Indier zu meiner Begleitung und sehr reichliches Reisegeld. Zuvor aber mußte ich schwören, meinen Auftrag getreulich erfüllen und selbst dann zurückkehren zu wollen, wenn ich auch die kleine Prinzessin nicht mitbringen könnte; dann sollte ich meine und meines Bruders Freiheit nebst einer großen Summe Geldes erhalten. Meine Reise hat sich durch mancherlei widrige Zufälle sehr in die Länge gezogen und ist, da die Prinzessin bereits über ein Jahr bei ihren Eltern sein wird, so ziemlich vergeblich gewesen. Indeß bin ich doch gezwungen, nach Indien zurückzukehren, nicht um der verheißenen Geldsumme, sondern meines Schwures und Bruders wegen. Da möcht' ich denn nun gern beweisen, daß ich wirklich meine Sendung erfüllt habe; denn es könnte wohl auch geschehen sein, daß die Prinzessin auf ihrer Reise nebst ihren Begleiterinnen irgend ein Unglück gehabt habe und an ihrer Heimkehr verhindert worden sei. Meine Begleiter, die der Sprache unkundig sind, wissen viel, ob ich meinem Auftrage nachgekommen bin, und kön-

nen deshalb nicht für mich zeugen. Was Ihr, Herr Förster, allenfalls für mich thun könntet, ist dies, daß Ihr ihnen die Sachen zeiget, welche Ihr von Schwanehilden empfangen habt. Allein einen noch weit größern Dienst könntet Ihr mir leisten, wenn Ihr Eurem Sohne erlaubtet, mit mir nach Indien zu gehen. Derselbe könnte am Besten für mich zeugen, sowohl durch sein Erzählen von Schwanehilden, als auch durch die Kenntniß der indischen Sprache. Der junge Mann könnte sich in der Welt umsehen, würde viel Erfahrung sammeln und als ein sehr wohlhabender Mann zu Euch zurückkehren; denn ich trete ihm willig die Hälfte der verheißenen Geldsumme, die sich auf viele Tausend Gülden beläuft, ab, und werde auch überdies noch für sein Bestes väterlich sorgen. Indien ist ja nicht aus der Welt, und die Reise dahin sehr reizend. Bedenkt noch überdies, welche Wohlthat Ihr meinem armen gefangenen Bruder erzeigtet, der daheim Frau und fünf Kinder verlassen hat, die um ihn jammern. Sollte Gott nicht um dessen Erlösung willen schon seinen Segen zur Reise geben? Was meint Ihr dazu?"

Der Förster sagte gar nichts, sondern schaute den Petrus an, dessen Augen glänzten, dessen Antlitz immer röther zu flammen begann. Die Mutter aber schlug die Hände zusammen und rief ganz erschrocken aus: „Ach, Gott bewahre uns doch vor solch einem Gedanken! Was? wir sollten unsern lieben Sohn so gar weit von uns lassen? Wenn ihn nun das Meer verschlänge, Löwen und Tiger ihn anfielen, die Pest erwürgte? Nein, mein Sohn, bleibe im Lande und nähre Dich redlich!"

„Beruhige Dich doch, Mutter", sprach Willig, „es ist ja noch nicht so weit, als wenn es schon mit ihm fortgehen sollte. Auch ich möchte, um schnöden Gewinnes willen, meinen Sohn nicht in die weite Welt schicken. Was aber die Gefahren anbelangt, von denen Du sprachst, so denke ich, daß unser Leben in Gottes Hand steht; will er demselben ein Ziel setzen, so kann uns der Tod dicht vor unserm Hause, hier in der Stube, ja sogar auf unserm Lager erhaschen. So gut wie unser Herr Gott in Sachsen ist, finden wir ihn in Indien, in Afrika mit einem Worte, überall wieder. Gewiß behielt' ich unsern Petrus sehr gern bei uns; allein deswegen werde ich ihm nicht abreden, wenn er nach einem andern Ziele strebt, laß ihn selbst wählen."

„Ich gehe mit dem Fremden, Vater!" sagte der Sohn eifrig. „Ich will Schwanehilden aufsuchen. Sie wird — sie muß zu uns zurückkehren, das Werk ihrer Bekehrung zu vollenden."

„Nicht so hitzig, lieber Sohn!" sprach Willig. Du wirst doch nicht Schwanehilden mit Gewalt zum Christenthume zwingen wollen? Ein solcher Unterthan würde unserm Heilande nicht angenehm sein in seinem Reiche."

Täuscht Euch nicht, junger Mann!" begann der Fremde, Rodriguez hieß er. „Schwerlich werdet Ihr Schwanehilden wieder zu sehen bekommen, selbst wenn Ihr in einer Stadt mit ihr sein solltet. In Indien werden die Frauen und absonderlich die Prinzessinnen vor Jedermann verborgen; sie kommen wenig, und

dann nur ganz vermummt, aus ihren Häusern, die nicht einmal Fenster auf die Straße hinaus haben. Ueberdies werden sie von schwarzen, stummen Männern bewacht, die Niemand in ihre Nähe gelangen lassen."

„Nun denn, so will ich Euern Bruder befreien helfen, die Welt und die Menschen kennen lernen!" entgegnete Petrus und schluckte eine Thräne hinunter.

„Ueberlegt's Euch reiflich, sprach der Portugiese, „und übereilt Euch nicht in Eurem Entschlusse. Sagt mir in drei Tagen Antwort. So lange bleibe ich in Zwickau." Darauf öffnete er die Felleisen seiner Diener und theilte die Geschenke aus, welche Schwanehildens Eltern den Förstersleuten schickten — seidene, herrrliche Stoffe, köstliche Perlenschnuren und funkelnde Edelsteine. Die Mutter aber hatte nur wenig Freude darüber. „Damit will er mir nur meinen Petrus feil machen", sprach sie, „der mein liebster Schmuck ist."

Was sie befürchtete, geschah. Petrus blieb standhaft bei seinem Entschlusse. „Es leidet mich nun einmal nicht mehr hier", sagte er, „und ich würde Euch in meiner Unzufriedenheit nur die Ohren voll lamentiren. Vielleicht lerne ich in der Fremde einsehen, daß es nirgends besser sei, als daheim und bleibe dann um desto williger bei Euch."

Als aber die Stunde des Abschiedes näher rückte und er noch ein Mal alle die traulichen Plätze des Waldes besuchte, wo er so viele glückliche Stunden verlebt hatte — als die Mutter mit dick verweinten Augen seine Wäsche zur Reise aussuchte und auf jedes Stück derselben heiße Thränen herabträufeln ließ —

als der ernste Vater, nassen Blickes, seine eigene Jagdtasche ihm überhing und dann noch ein Mal den scheidenden Sohn gerührt an seine Brust drückte: da wurde es ihm doch brüh siedend heiß um's Herz, und gewiß wäre er geblieben, hätte er sich nicht vor dem Fremden und vor sich selbst geschämt. „Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen!" ermahnte ihn der Vater und küßte ihm die Wange.

„Mein Kind, pflege Deines Vaters im Alter und vergiß nicht, wie sauer Du Deiner Mutter geworden bist!" sprach diese an seinem Halse hangend. „Deinen Ausgang segne Gott, Deinen Einzug gleichermaßen!" riefen die Geschwister, sich an ihn anklammernd und ihn mit Küssen bedeckend.

Petrus umarmte Alle, schwang sich, still weinend, auf sein Pferd und trabte mit seinen Gefährten dahin. Als er sich noch einmal umschaute nach dem Vaterhause, gewahrte er die Seinen, welche mit ihren Händen das letzte Lebewohl ihm nachschickten und das Zeichen des Kreuzes hinter ihm machten, als ginge er zum Tode.

Funfzehntes Kapitel.

Die Reise.

Wer irgend einen Kummer hat, wem das Essen und Trinken nicht schmeckt, wer mit sich selbst unzufrieden ist: der reise! Reisen macht leichtes und darum frohes Blut. Dies traf auch bei unserm Petrus ein,

welchem schon in den ersten Tagen der Reise wohler um's Herz ward.

Bald hatten die Reisenden das deutsche Reich durchschnitten und die prächtige Inselstadt, Venedig, wuchs gleichsam aus dem Meere hervor. Wie erstaunte Petrus, als er die vielen großen und kleinen Schiffe erblickte! Welche hohe Meinung bekam er von dem menschlichen Verstande, der solche Wunderwerke der Baukunst hervorgebracht hatte! In Kurzem befand er sich nebst seinen Begleitern auf einem stattlichen Seeschiffe, und steuerte gerade, längs durch das mittelländische Meer, auf Damiette los; denn Rodriguez zog den kürzern, aber freilich gefahrvolleren Weg über die Landenge Suez dem weit längern um Afrika herum vor. Darum bekümmerte Petrus sich nicht. Er freute sich, nach glücklich überstandener Seekrankheit, wenn die Sonne früh aus dem weiten Meer aufstand und Abends wieder in dasselbe versank; wenn gewaltig große Fische über die Wellen emporhüpften; rechts und links weit geblähte weiße Segel vorüberziehender Schiffe leuchteten; des Nachts das Meer in Millionen Fünkchen erglänzte, welche von kleinen Thierchen herrührten. Er unterließ nie, des Morgens, Mittags und Abends zu Gott zu beten und seine Eltern und Geschwister in sein Gebet einzuschließen. Er vervollkommnete sich in der indischen Sprache und ließ sich von den Gewohnheiten jenes Landes erzählen. Das Wetter war günstig, die Fahrt glücklich und nach einigen Wochen landete man im Hafen zu Damiette, das an der afrikanischen Küste liegt. Wie viele Hunderte Meilen lagen nun schon zwi-

schen ihm und seinen Eltern! wie viel mehr hatte er noch zurückzulegen!

In Damiette mußten die Reisenden warten, bis eine Caravane zusammen gekommen war. Dies ist ein aus mehreren Hundert Menschen und Kameelen bestehender Zug, welche gemeinsam dasselbe Reiseziel haben. Weil nämlich dort die Gegenden von Räubern sehr unsicher gemacht werden und einzelne Reisende in der großen Sandwüste sich leicht verirren können, so begiebt man sich in großer Anzahl auf den Weg, indem dadurch jene Gefahren eher vermieden werden. Bereits in Venedig hatten unsere Reisenden ihre Pferde verkauft, die ihnen keinen Nutzen mehr gewähren konnten. Dafür erhandelten sie sich nun Kameele, diese für die Reisen in den Wüsten so weise von Gott geschaffenen Thiere. Bevor man die Reise antritt, läßt man sie erst recht satt trinken; dann können sie acht, wohl vierzehn Tage ohne Wasser aushalten, ein Umstand, ohne welchen man nicht durch so wasserleere Gegenden reisen könnte. Ihre Füße sind mit einer so unempfindlichen Haut bekleidet, daß sie die glühende Hitze des Sandes und die darin befindlichen spitzen Steinchen gar nicht merken. Ihre Nahrung, stachlichte Disteln, finden sie in dem dürresten Boden, und wenn sie beladen werden sollen, lassen sie sich auf die Kniee nieder, damit man recht bequem die Lasten auf ihren hohen Rücken heben kann. Merken sie, daß man ihnen zu viel auferlegt hat, so bleiben sie liegen, man mag sie schlagen, wie man will. Aber mit einer Last von 1500 Pfunden laufen sie in einem Tage

wohl sechszehn bis achtzehn Meilen. Es war für Petrus ein artiger Anblick, als die Reihe von drei bis vierhundert Kameelen, auf welchen allemal zwei Leute saßen, sich in Bewegung setzte. Außer den nöthigen Nahrungsmitteln hatte man auch lederne Schläuche voll Wasser mitgenommen; denn in dieser Gegend findet man weder ein Wirthshaus, noch Wasser. Wie hart saß sich's auf dem Kameele! wie brannte die Sonne von dem glühenden Sande zurück! Nun gingen die Mühseligkeiten der Reise erst an. Petrus hätte nur in einem Zuge fort trinken mögen, so trocken klebte ihm die Zunge am Gaumen; doch dies wurde ihm nicht gestattet, weil dadurch der Durst noch heftiger erregt worden wäre und man auch mit dem Wasservorrathe sparsam umgehen mußte. Fast den ganzen Tag war man schon durch die einförmige Wüste gezogen, den blauen, wolkenlosen Himmel über, die sandige, hügellose Erdfläche unter sich. Da kam der Vortrab der Caravane mit der Schreckensnachricht zurückgesprengt, daß eine übermächtige Anzahl räuberischer Araber im schnellsten Anzuge sei. Augenblicklich wurden die Kameele links gewendet und im schärfsten Trab ging es ohne Anhalten in die syrische Wüste hinein. Dem Petrus that Herz und Lunge weh von dem ungewohnten Ritte; es half nichts, er mußte mit fort. Er konnte sich kaum auf dem Thiere erhalten und umklammerte deshalb in wahrer Seelenangst seinen Rodriguez. Nach mehrstündiger Flucht hielt endlich die Caravane. Die Sonne verschwand am Himmel und sofort trat, nicht wie bei uns, eine lange dauernde

Dämmerung, sondern plötzliche Nacht und mit ihr eine höchst empfindliche Kälte ein. Welch' ein unangenehmer Wechsel auf die schreckliche Hitze! Die Menschen verließen die Kameele, genossen ein wenig Speis' und Trank und legten sich, nach Möglichkeit in wärmende Decken gehüllt, auf die platte Erde nieder. Ein Gleiches thaten die Kameele und bald herrschte die tiefste Ruhe, welche jedoch diejenigen nicht genießen durften, welche, eines möglichen Ueberfalles wegen, das Lager bewachen mußten. Noch in der Nacht, denn dort geht die Sonne selbst im Sommer nicht viel vor sechs Uhr früh auf, brach man wieder auf und der beschwerliche Ritt begann von Neuem. Als die Sonne wieder von Himmel herabsengte, gewahrte Petrus in weiter Ferne am Rande des Horizontes eine Staubsäule, die fast bis gen Himmel reichte. Gleich darauf entdeckte er deren mehrere, welche mit großer Schnelligkeit ihre Stelle veränderten und bald da, bald dorthin sich drehten. Er machte den Rodriguez darauf aufmerksam, welcher sich bei deren Anblicke auffallend entfärbte. „Bitte Gott mit mir", sprach er, „daß keine jener Säulen in unsere Nähe komme; denn träfe eine davon auf unsere Caravane, so würde ihr unterer Theil zerreißen, der obere nachstürzen und uns unter der ungeheuren Sandmasse, aus welcher sie besteht, ein lebendiges Grab bereiten."

Da schauerte es dem Petrus und leise begann er sich nach dem Vaterlande zurück zu wünschen, wo man von allen diesen Uebeln nichts wußte.

„Sieh", fuhr Rodriguez fort, „jetzt sind zwar jene

Sandsäulen auf fünf bis sechs Meilen weit von uns; allein in wenig Minuten kann sie der Wirbelwind, der sie entstehen ließ, in unsere Nähe bringen. Der Sand einer einzigen reichte hin, uns und unsere Kameele mannshoch zu bedecken."

Mit welcher Angst beobachtete nun Petrus ihre Bewegungen! Jetzt, o Gott! ras't eine auf Sturmesfittigen gerade auf sie los. Kein Laut wagt sich von den bleichen Lippen der Reisenden zu lösen; ein Jeder hält sein Kameel an, um nicht durch eigne Schuld das Unglück schneller zu veranlassen. Aller Augen messen mit Entsetzen die ungeheure Höhe des wandelnden Grabes und Jeglicher befiehlt seinen Geist in Gottes Hand. Nur Petrus schloß die seinen; er gedachte seiner armen Eltern mit Wehmuth; nie konnten sie die Kunde von seinem Tode erhalten, nimmer sein heißes Grab auffinden! Wie gern hätt' er geweint! Allein sein Aug' war thränenlos und trocken wie ein versiegter Bach.

Ein Rauschen, wie wenn ein Wolkenbruch vom Himmel stürzt, traf plötzlich sein Ohr — er vernahm das Zusammenbrechen der Todessäule in grausiger Nähe — er öffnete, ohne seine Augen aufzuthun, den Mund — „Es ist aus mit meinem Leben!" wollt' er rufen — eine eindringende Backofengluth machte ihn denselben schnell verschließen. Er fühlte nun, wie der glühende Sand sich um Wang' und Stirn legte, in die Nasenlöcher eindrang, den Mund verstopfte. Seine Sinne schwanden.

Wie aus weiter Ferne hörte er jetzt seinen Gefähr-

ten rufen: „Die Säule thut uns nichts mehr; dafür ist aber der Samum da! Geschwind, zur Erde!“ Neu belebt schlug er die Augen auf. Vor ihm flimmerte und zitterte die Luft in unbeschreiblicher Hitze. Links lag ein ansehnlicher Sandberg, der noch weit umherstiebte. Vor und hinter ihm sprangen alle Menschen von ihren Kameelen und warfen sich mit dem Gesicht zu Boden. Ein Gleiches thaten darauf die Kameele die Köpfe bis über die Nase in den Sand bohrend. Ihn aber zog Rodriguez ungestüm beim Beine herab, reichte ihm ein mit Wasser benetztes Tuch mit der Weisung dar, das Antlitz darin zu verbergen und sich platt auf die Erde nieder zu legen; er selbst ging ihm mit dem Beispiel voran. Schnell genug war das nasse Tuch getrocknet; der Mund schnappte nach Odem; die Haut dörrte aus und konnte das Blut nicht mehr in sich fassen, es drang bei Vielen aus den Augen und Ohren hervor. Der Körper verlor alle Geschmeidigkeit und ward zur welken Rübe.

Hätte dieser entsetzliche Zustand länger als eine kleine Stunde gedauert, so würden wohl nur Wenige von der zahlreichen Caravane am Leben geblieben sein. Wie an die Stelle des glühenden Gifthauches, Samum genannt, die frühere heiße Luft wieder eintrat, dünkte es den fast verschmachteten Reisenden, als seien sie in eine kühle Grotte versetzt. Einem großen Gottesacker wo die Leichen insgesammt lebendig werden und aus ihren Gräbern erstehen, glich nunmehr die unermeßliche Wüste. Wirklich hatte eine Stunde Zeit eine solche unglaubliche Wirkung auf alle Reisenden ausgeübt.

Alle Fülle war plötzlich verschwunden, das Fleisch zusammengeschrumpft, das Angesicht um zehn Jahre gealtert. Aus tief eingefallenen Höhlen blickten matt und trübe die mit Blut unterlaufenen Augen hervor und langsam schleppten sich die geschwächten Glieder zum Nachbar hin. Der blühende, lebenskräftige Petrus war mit einem Male zum entnervten Manne geworden. „Wie gut ist es", seufzte er unter einem verlöschenden Lächeln, „daß meine gute Mutter mich nicht in diesem Zustande erblickt! Wie würde sie um ihren Petrus weinen! Ich aber kann nicht einmal weinen, so gern ich auch möchte. Aller Saft ist ja in mir vertrocknet. O mein geliebtes Vaterland!"

Sämmtliche Reisende griffen nun nach ihren Wasserschläuchen, um sich zu erquicken. Neues Unglück. Der Samum hatte den Wasservorrath weit um die Hälfte vermindert und das noch vorhandene, badewarme Wasser war nicht vermögend, die Dörre des Mundes und Schlundes zu beseitigen. Einige schnitten lebendigen Kameelen den Leib auf, durch das in deren Mägen befindliche, übelriechende Wasser ihren übergroßen Durst zu löschen. Die Gewalt des Gluthwindes war so stark gewesen, daß ein Kameel, welches bereits vor etwas längerer Zeit in der Wüste gestorben sein mochte, mit Haut, Fleisch und Knochen also ausgedörrt war, daß es von einem Menschen bequem mit einer Hand empor gehoben und fortgetragen werden konnte.

Rodriguez und seine Diener waren edelmüthig genug, sich am Wasservorrathe abzudarben, um den armen Petrus mehr damit zu versorgen, und doch erlag

dieser fast dem gräßlichen Durste. „Ach", seufzte er, „nur einmal noch möcht ich mich recht satt trinken im schönen, kalten Wasser, und dann gern sterben! Wie wenig habe ich daheim erkannt, welch' eine große Wohlthat eine Quelle, ein Bach, ein Brunnen sei! Wie gern wollt' ich für einen Krug — für ein Glas Wassers nur — tausend Gulden geben! und in meinem lieben Vaterlande konnt' ich mich gar darin baden, so viel gab es dort. O, gewiß nimmer wird es mir wieder so wohl werden. Was sind alle Schätze der Welt gegen das Wasser!"

Also klagte Petrus und versuchte vergebens die trockene Zunge im Munde zu bewegen. Am vierten Tage ihrer Reise erreichte die Caravane endlich einen Brunnen. Welch' ein Freudengeschrei erhob sich! welch ein Gedränge!

Alles stieß, schob, arbeitete sich durch das Getümmel hindurch nach dem Wasser. Obgleich Petrus nicht der Letzte unter den Trinkern war, fand er doch das Wasser in einem ekelhaften Zustande. Statt eines Brunnens mit hellem, frischem Wasser — was gewahrt' er? Eine trübe, schlammige Pfütze, einem Tümpel ähnlicher als einem Quell! Durch das ungestüme Schöpfen der Durstigen war der Boden dergestalt mit aufgerührt worden, daß das ohnehin unreine Wasser vollends zu einem dicken Brei sich verwandelt hatte, den man beinahe mit dem Messer schneiden konnte. Und doch mit welcher Hast und Begierde wurde dieser nasse, zähe Schlamm — denn weiter war es nichts — von Allen verschlungen!

„Herr Gott!" dachte hier Petrus, „wenn ich zu

Hause hätte solches Zeug trinken sollen! ich wär' vor Ekel gestorben! Wenn ich bedenke, wie oft ich sonst um einer hineingefallenen Fliege, eines Käferchens oder Fäserchens wegen einen vollen Krug des herrlichsten Wassers weggegossen habe — wie oft ich nicht mit bloßem Wasser zufrieden war, sondern Bier, wohl gar Wein zu haben begehrte. Ja, nun sehe ich meinen Undank gegen den lieben Gott recht ein. Gewiß, sollte ich je wieder so glücklich sein und reines, kühles Wasser zu trinken bekommen, so will ich ein jedes Glas voll mit dem innigsten Danke genießen."

Wie glücklich pries sich ein Jeder, als man endlich das elende Städtchen Suez erreichte! und doch gingen nun die Fährlichkeiten zu Wasser wieder an.

Jedoch schien dies Element den Reisenden gewogener zu sein, als das Land. So lange man durch den arabischen Meerbusen schiffte, ging die Fahrt ohne Unfall von statten. Welch hochheilige Erinnerungen drängten sich dabei dem Petrus auf! Da war das rothe Meer, durch welches die Kinder Israel trockenen Fußes marschirten. Im Geiste stellte er sich das Bild dieses Durchganges vor. Erst eine Schaar langbärtiger Priester in gehörnten Mützen und weiten Röcken, die Gebeine Josephs tragend; dann das unübersehbare Gewimmel hunderttausender Männer, Weiber und Kinder, die furchtsam nach den Meereswogen sich umschauen, und eilig das Land zu erreichen streben; der hochwürdige Moses, den Wunderstab weit ausgestreckt haltend und die himmelhohe Wolkensäule machen den Beschluß. Nun folgen die erbitterten Egypter auf

Bayerische
Staatsbibliothek
München

eisernen Streitwägen, die Schwerdter schwingend, die Spieße erhebend, darauf das tobende heranrollende Meer. Der Kampf des Lebens mit dem Tode beginnt. Das wilde Wuthgeschrei verwandelt sich in Jammergeheul. Die schnaubenden Rosse bearbeiten mit den kräftigen Füßen die wachsende Fluth. Tausende von Aermen streckten sich nach Hülfe, nach Rettung verlangend aus — kraftlos sinken sie mit ihren Besitzern hinab in das nasse Grab, daß König und Sklaven neben einander bettet zur ewigen Ruhe. Das weite Meer ist mit Leichen bedeckt — dort vom sichern Ufer her erklingt in tausendstimmigem Chor das Danklied der geretteten Israeliten.

Hoch schwoll dem Petrus das Herz bei diesen Gedanken. Seine Augen glänzten in Rührung — das Andenken an die gehabten Mühseligkeiten der Reise erlosch und verwandelte sich in ein angenehmes Gefühl. Dort auf jenem blauen Gebirgskamme, der links aus dem Meere emporstieg, thronte der Berg Sinai, von wo herab die Donnerworte der unwandelbaren Gesetze Gottes, der zehn Gebote, erschallten. Neuer Stoff zu frommen, erhebenden Betrachtungen! Das Schiff fuhr zwischen zwei mächtigen Welttheilen, Asien und Afrika, dahin und erreichte nunmehr den großen indischen Ocean. Die Fahrt hatte bereits mehrere Monate gedauert. Da sollte Petrus auch noch die Allmacht des Herrn auf dem Meere kennen lernen.

An einem Nachmittage, wo die Sonne recht glühend herabbrannte, stand Petrus mit Rodriguez auf dem Verdeck des Schiffes. Da bemerkte der Letztere

Bayerische Staatsbibliothek München

beim Umherschauen in weiter Entfernung am Himmel ein ganz kleines, schwarzes Wölkchen. Er zeigte es dem Petrus und sagte ihm dabei, daß man eine solche Wolke Tornado, oder auf deutsch Ochsenauge nenne, weil es nicht viel größer zu sein scheine. Dann lief er eilig zum Capitain des Schiffes und machte auch diesen darauf aufmerksam. Sogleich erhielten die Matrosen die schärfsten Befehle. Wie Katzen kletterten diese die Strickleitern hinauf, rutschten auf die Segelstangen und wickelten die Segel zusammen, welche sie mit vielen Stricken fest banden. Während dem war die kleine Wolke zusehends an Größe gewachsen und nahm bereits die Hälfte des ganzen Himmels ein. Kaum, daß die Matrosen mit der gröbsten Arbeit fertig waren, kam der wüthendste Sturmwind, Orkan genannt herangeheult. Rodriguez und Petrus, welche so eben die Fallthür des Verdecks aufheben und hinabsteigen wollten, wurden mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm ergriffen, und weit weg gegen die Strickleitern geworfen, in welchen sie sich fest anklammerten. Nun erlebte Petrus einen Sturm, wie er ihn früher nicht für möglich gehalten hatte. Wie ein leichter Korkstöpsel wurde das große Seeschiff hin und her geworfen. Es flog ganz auf die Seite. Die gewaltigen Masten, aus vielen, starken Baumstämmen zusammengesetzt, welche zuvor bald die Wolken zu berühren schienen, tauchten mit ihren Spitzen jetzt in die Wellen. Alles, was auf dem Verdecke nicht fest gebunden war, rollte in's Meer. Dem Petrus, dessen Kopf der Bewegung des Schiffes nachfolgte, verging Hören und Sehen. „Halte ja fest!“

schrie ihm der neben ihm hangende Rodriguez aus Leibeskräften zu; kaum, daß es Petrus vor dem Toben des Sturmes vernahm! Jetzt wagte er, die Augen zu öffnen. Die Masten mit den triefenden Flaggen hatten sich wieder erhoben, jedoch nur, um auf die andere Seite und eben so tief wieder zu fallen. Und so ging es fort. Allgemach begann sich die wilde Bewegung der Luft dem Meere mitzutheilen. Seine Wogen schwollen zu einer noch nie gesehenen Größe an — zu Bergen wurden sie. Kohlschwarz, bis an den Himmel reichend, lag ein solcher Wasserberg vor ihnen. Tausend solcher Schiffe vermochte er bis oben anzufüllen mit seinem Inhalte. Wenn er nun über dem ihrigen zusammenstürzte?! Das Wasser in weißem Schaume vor sich hintreibend, flog das Schiff auf denselben los. Es war jetzt oben auf der schwindelnden Höhe; da brach der Wogenberg plötzlich unter ihm zusammen. Ein Abgrund, so tief, als die Welle erst hoch gewesen war, trat an ihre Stelle. Das Schifflein versank im Nu hinab in die schwarz herauf gähnende Tiefe. Von beiden Seiten schlugen die Wogen über ihm zusammen. Obgleich gar sehr von den dicken Strickleitern geschützt, war es doch dem Petrus nicht anders, als würden ihm Kopf, Schultern und alle Gliedmaßen zerschlagen, mit solcher Schwere stürzte die Wassermasse auf ihn los. Einige Sekunden lang lag ihm dieselbe auf dem Antlitze. Er konnte nicht aufsehen, nicht Odem holen; in die Nase und Ohren drang die salzige Fluth; dabei drohten die letztern zu zerspringen vor entsetzlichem Getöse! Wie brüllte, schäumte, ras'te und donnerte das

Meer! Alle Fugen des Schiffes krachten; die Masten stöhnten; die Taue klapperten; der Rumpf des Gebäudes zitterte wie ein Espenlaub. Jetzt schwieg plötzlich der Sturm, desto lauter tobte das Meer.

„Auf! rettet Euch unters Verdeck!" schrie der Capitain dem angeklammerten Petrus und seinem Begleiter zu. „Der Sturm kommt wieder!"

Es war ein fürchterlich schöner Anblick. Der ganze Himmel war dunkelschwarz umzogen. Desto greller hob sich dagegen der weiße Schaum hervor, der das Meer bedeckte, so weit das Auge sehen konnte. Falbe Blitze zuckten herab und machten das Schauspiel noch erhabener, aber auch schrecklicher. Eiligst flüchteten sich die Gerufenen hinab in den Schiffsraum, wo alle Inwohner einträchtig versammelt waren. Man überließ das Schiff seinem Schicksale, da an ein Steuern und Lenken in dem rasenden Sturm nicht zu denken war. Hier im Raume des Schiffes gab es nun mancherlei Gesichter, auf welchen sich die Todesangst verschiedenlich abspiegelte. Der Capitain hatte wahr gesprochen. Schnell genug war der Sturm mit neuer Wuth da, alle Ballen, Fässer und Kisten in den Schiffsräumen schlugen gegen einander, man konnte vor dem Lärmen fast sein eignes Wort nicht verstehen. Wäre die Gefahr minder groß gewesen, man hätte gewiß lachen mögen, als jetzt der Capitain, der doch in ihrer Mitte stand, das Sprachrohr an den Mund setzte und mit Löwenstimme brüllte: „Kinder, so lange wir nur Wasser genug haben, hat es keine Noth. Das Schiff ist

gut gebaut. Sollten wir aber dem Lande zu nahe kommen, dann —"

Hier flog das Sprachrohr plötzlich dem Capitain weit vom Munde weg, er selbst in den Schooß des aufhorchenden Petrus; das Schiff aber krachte unter einem fürchterlichen Stoße zusammen, zitterte und stand einige Sekunden still. Da zogen selbst die verhärtetsten Matrosen, welche bis hierher noch zu fluchen gewagt hatten, mit bebender Hand ihre Käppchen vom Haupte und begannen mit bleichen Lippen Gebete herzustammeln; Alle aber bekreuzten sich andächtig und warteten dann in regungsloser Stille des zweiten Stoßes, der das Schiff unfehlbar am Felsen zertrümmern mußte. Die furchtbare Nähe eines gewissen Unterganges verzerrte die Gesichter der Anwesenden bis zur Unkenntlichkeit. Von der bleichen Stirne und Wange rann der kalte Todesschweiß und in dumpfer Gefühllosigkeit stierte das Auge vor sich hin. Nur Petrus, der Jüngling, war unter so vielen Männern der Gefaßteste. „Gott! mein Leben steht in Deiner Hand. Willst Du mir es nehmen — nun so sind im Himmel der Wohnungen viele, die Christus den Seinen bereitet hat." Also betete er. Dicht unter seinen Füßen lag die grundlose Tiefe des Meeres, dessen ungestüme Wellen, nur eine Hand breit von seinem Haupte entfernt, tobend an den Seiten des Schiffes dahin rollten. Gefräßige Haifische umgaben vielleicht schon dasselbe, den Zeitpunkt erwartend, wo die morschen Bretter auseinander gehen und ihnen eine willkommene Beute zu Theil werden würde; und doch war Petrus ruhig, gestärkt durch den Gedan-

ken an Den, der allein das Toben des Meeres zu stillen vermag. Der erwartete, neue Stoß erfolgte nicht, und man muthmaßte sehr richtig, daß das Schiff nur gegen einen großen Fisch gerannt sein müsse. Allgemach begann auch der Orkan nachzulassen, obschon das einmal erregte Meer noch sehr hoch ging. Die größte Gefahr schien vorüber zu sein. Die Matrosen schämten sich nun ihrer vorigen Zerknirschung, setzten gar trotzig ihre Kappen wieder auf, fluchten und sangen wieder wie vor der Gefahr. So ist der dem Guten abgestorbene Mensch! Petrus aber und Rodriguez, ja selbst die beiden heidnischen Indier dankten Gott fußfällig für ihre wunderbare Rettung.

Sechszehntes Kapitel.

Die Landung.

Nur wenige Wochen noch dauerte die Fahrt, dann lagen die blauduftigen Höhen Ostindiens vor ihren Augen. Ein Freudengeschrei erfüllte das Schiff. Alle Reisende bestiegen das Verdeck und labten sich an diesem Anblicke. Jede Mühseligkeit der sechsmonatlichen Reise war vergessen. Mehr denn 2000 Meilen weit war nun Petrus von seinen Eltern entfernt, aber denselben himmlischen Vater fand er hier wieder. Welch' ein großer Trost.

Wie Krystall so hell lag das Meer da. Deutlich konnte man auf seinem Grunde die verzweigten Aeste

der rothen, weißen und schwarzen Korallenstauden, die vielen großen und kleinen Seemuscheln, die gewaltigen Seeungeheuer erkennen. Je näher man dem Strande kam, desto größer wurde das Gewimmel. Hunderte von See- und Strandvögeln umflogen das Schiff und setzten sich auf dessen Tauwerk. Auf dem Lande erhoben sich hoch die schlanken Stämme der mannigfaltigen Palmen, an ihrer Spitze eine Krone von ungeheuren Blättern tragend. Petrus konnte die Ausschiffung kaum erwarten. Als er endlich aus dem Boote an's Land gestiegen war, taumelte er wie ein Betrunkener hin und her. Es dünkte ihm, als befinde er sich noch auf dem schwankenden Schiffe. Dabei weinte er vor Freude. „Wie gleichgültig schritt ich sonst über die Erde hin!" sprach er zu Rodriguez. „Wie so gar nicht erkannte ich die große Wohlthat, meinen Fuß auf festen Boden setzen zu können! Wie sicher fühle ich mich jetzt, nachdem ich die Treulosigkeit des Meeres erprobt habe!" Sie schritten tiefer in das Land hinein. Bald sahen sie sich von einem Haine der mannigfaltigsten Bäume umgeben. Da strebten Kokospalmen, mit ungeheuer großen Nüssen beladen, Arekapalmen, Mehlpalmen und hohe Brodfruchtbäume gen Himmel. Da standen köstlich duftende Harz-, Firniß-, Adlerholz-, Parasolmandel-, Sandel- und Wollbäume. Reife Citronen, Apfelsinen und Granatäpfel blickten zwischen Blüthen und Blättern hervor und an den schlanken Stämmen hinauf rankte sich die Weinrebe mit nie gesehenen, großen Trauben. Dort waren ganze Büsche von Bambusrohr und Zuckerrohr, von Baumwollen-

stauden und Pfefferpflanzen. Und welches Leben herrschte auf und unter denselben! Affen von aller Art und Größe machten die possirlichsten Streiche auf den Bäumen; Papageien mit weißen, rothen, grünen, gelben, blauen und schwarzen Federn schrieen entsetzlich; prächtige Pfauen, deren Vaterland hier ist, schlugen die schönsten Räder. Dazwischen erblickte man noch Riesenreiher, Pfefferfresser mit ungemein großen, dicken Schnäbeln und fliegende Eichhörnchen. Schmetterlinge von den prächtigsten Farben umflatterten die seltensten Blumen. Doch wer kann alle die Wunder der dortigen Natur aufzählen?

„O herrliches, glückliches, o wunderschönes Land!" rief Petrus entzückt. „Wahr ist es, viel reizender bist du als mein Vaterland! Welch' ein frohes Leben muß man hier führen! Ich muß wirklich dich umarmen, schöne Erde!" Mit weit ausgebreiteten Armen warf er sich in das hohe üppige Gras.

„Halt!" rief hier Rodriguez ängstlich. „Gebrauche Vorsicht!"

„Wie so?" fragte Petrus verwundert und erhob den Kopf ein wenig in die Höhe. In diesem Augenblicke ringelte sich dicht an des Petrus Hand eine Schlange, die durch das ungestüme Niederwerfen des Jünglings erschreckt worden war, empor und fuhr zischend auf ihn los. Blitzschnell sprang der eine Indier mit seinem langen Stabe herzu und versetzte der Schlange mit großer Gewandtheit und Kraft einen so nachdrücklichen Hieb auf den Kopf, daß sie betäubt in's Gras zurückfiel.

Eben so schnell wie der Indier war auch Petrus wieder auf die Füße. „Was war das?" fragte er ganz erschrocken.

„Eine Brillenschlange!" antwortete der Indier ganz gleichmüthig und spielte derselben dabei das Garaus.

Entsetzt schaute ihm Petrus zu.

„Ja, ja," sagte Rodriguez, nun wieder lächelnd, „in diesem schönen, glücklichen Lande darf man sich nicht so, mir nichts, dir nicht, in's Gras hinwerfen, wie in dem kalten Deutschland. Bei einem Haar hätte Dich gleich bei Deinem ersten Eintritte in Ostindien der kalte Klappermann geholt. Man muß überall die größte Vorsicht gebrauchen; denn hier giebt es Brillen- und Klapperschlangen; Riesenschlangen, so dick wie Du bist und lang wie ein kleiner Mastbaum; auch giftige Spinnen, Scorpione und Ameisen, die man kaum bemerkt. Sieh nur," der Indier hatte der Schlange den Kopf abgeschnitten, „hier sind die beiden Zähne mit dem Giftbläschen daran. So wie die Schlange damit das Fleisch ritzt, drückt sie durch den hohlen Zahn ein Tröpfchen Gift in die Wunde und in sieben Minuten ist der Gebissene todt. Hüte Dich auch vor dem Einschlafen im Freien und wenn auch keine Schlange in der Nähe ist; denn da pflegen gleich die Vampyre oder fliegenden Eichhörnchen bei der Hand zu sein; diese beißen den Schläfer in eine Ader, fächeln ihm, damit er nicht erwache, mit ihren Flügeln Kühlung zu und saugen ihm dabei dermaßen das Blut aus, daß er ganz kraftlos wird." Da schüttelte Petrus

das Haupt und meinte: demnach scheine dies Land denn doch nicht so vortrefflich zu sein, als man auf den ersten Anblick glauben sollte. Da käme es ihm bald so vor wie jener König, der bei seinem Wohlleben immer ein zweischneidiges Schwerdt an einem Pferdehaare über seinem Haupte hängen gehabt habe.

„Der Vergleich ist nicht ganz unpassend," entgegnete Rodriguez. „Doch mußt Du deswegen nicht gleich den Muth verlieren; wenn schon hier und da ein Unglück vorfällt, so geschieht es doch nicht zu häufig. Wir wollen weiter gehen, damit wir noch vor Einbruch der Nacht die Stadt erreichen."

Sie schritten in ziemlicher Eile vorwärts, hatten aber doch noch nicht das Ende des Gehölzes erreicht, als die Sonne sich zu neigen begann.

Auf einmal erbebte die Luft von einem furchtbaren Gebrüll, welchem ein vielstimmiges Geheul aus feinen und groben Kehlen nachfolgte. Erschrocken faßte Petrus den Rodriguez beim Arme. „Was war dies?" fragte er mit bebenden Lippen.

„Es war der Beherrscher der Thiere, welcher den Bewohnern des Waldes anzeigte, daß er ausgeschlafen habe und von seinem Lager erstanden sei. Es war, mit einem Worte, König Löwe." Dies sagte Rodriguez ordentlich spaßhafter Weise.

„Und Du kannst noch scherzen?" entgegnete Petrus. (Wir müssen bemerken, daß die beiden Europäer längst unterwegs Brüderschaft geschlossen hatten.)

„Warum nicht? Was ist's denn nun weiter? — Die vielen nachheulenden Stimmen rühren von Tigern,

Leoparden, Schakaln, Hyänen und dergleichen Ungeziefer her, welche alle der thierischen Majestät ihre Ehrfurcht damit bezeigten." — Petrus schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Ach, da stehe uns der Herr und alle seine Heiligen bei!" rief er entsetzt.

„Du hast Recht, das mögen sie allerdings. Allein wir haben hier auch noch einige Dinge, die uns gleichfalls beistehen sollen, fiele es ja einer oder der andern jener Bestien ein, uns belästigen zu wollen. Hier," er faßte eine große Peitsche, welche fast einen eben so starken Knall hervorbrachte als ein abgefeuertes Gewehr — „ist ein Schreckmittel; vier solcher Lärmkanonen in unsern Händen bewirken schon etwas auf die Hörorgane jener großen Katzen. Sollten sie jedoch nicht ausreichen, so versengen wir ihnen mit diesen Feuerbränden tüchtig den Bart, wovor sie großen Respekt haben. Wären sie aber auch dann noch toll genug, nicht von uns ablassen zu wollen: nun, so sollen ihnen diese eisernen Pillen aus unsern Gewehren in den Magen fahren. Uebrigens aber wird es nicht dahin kommen. Selbst König Löwe erkennt in uns Menschen den Herrn der Erde und wagt es darum nur im äußersten Nothfalle, ihn anzugreifen, nur muß man nicht vor ihm fliehen, bekommt man ihn zu Gesicht, sondern keck ihm entgegen treten."

Siebzehntes Kapitel.

Das Vaterland behält den Vorzug.

So zogen sie denn getrost weiter, ohne einen Angriff zu erfahren. Einmal nur sahen sie aus einem dunkeln Dickichte ein Paar feurige Augen hervorglänzen, welche jedoch bald wieder verschwanden, als die Reisegesellschaft muthig Halt davor machte. Bei eingebrochener Nacht erreichten sie die prächtige indische Stadt Kalkutta, von deren Herrlichkeit jedoch Petrus heute noch nichts gewahren konnte. Dagegen wurde er am andern Morgen desto mehr überrascht, als er die sonderbar gebauten Häuser, die Tempel mit vergoldeten Kuppeln und Thürmchen, das mannigfache Gewühl der Einwohner erblickte. Wie staunte er über die riesigen, dunkelgrauen Elephanten, welche durch die Straßen liefen, nur von einem Indier geleitet, der auf dem Nacken des Ungeheuers saß! Welchen Vorrath von den verschiedensten Waaren, als Gewürze, Früchte, Elephantenzähne, baumwollene und seidene Waaren, sah er auf dem Markte ausgelegt! Sogar die reißenden Thiere: Löwen, Tiger, Hyänen, Leoparden u. s. w., wurden hier, lebendig in wohlverwahrte und vergitterte Kästen gesperrt, zum Kauf ausgeboten. Petrus war ganz Auge. Bald sollten aber auch seine Ohren in Anspruch genommen werden. Ein furchtbarer Lärm von Hörnern und Trompeten, von Triangeln und Trommeln tönte durch die Straßen. Alles lief herbei; auch Petrus und Rodriguez, welche wohlweislich die

dortige Landestracht angezogen hatten und, ihres verbrannten Aussehens und ihrer indianischen Sprachkenntniß wegen, recht gut für Eingeborne gelten konnten, waren darunter. Ein großer Zug wallte daher. Voran schritten viele gemeine Indier, welche mit langen Bambusröhren auf das andrängende Volk los schlugen, um Platz zu machen. Dann zog eine große Menge verhüllter Weiber, theils heulend, theils freuderufend, daher. Nach ihnen kam eine Schaar weißgekleideter Männer, welche die braunen Füße, Arme und Hälse nackend trugen, lange Bärte und auf dem Haupte sonderbare Mützen hatten. In ihrer Mitte wankte oder taumelte eine Frau daher, welche den langen Schleier vom Gesichte zurückgeschlagen hatte und ihn, so wie die schwarzen Haare, lang nachflattern ließ. Das gelbliche Antlitz war ohne alle Spur von Blut und daher nahm sich das Weiße der großen Augen, welche sie fast stets gen Himmel verdrehte, desto fürchterlicher aus. Wenn sie die gefalteten Hände einmal von der Brust erheben und sie über dem Haupte ringen wollte, griffen ihre Begleiter gewaltsam zu und verhinderten sie daran. Ja, Petrus wollte sogar einen ziemlich künstlich angebrachten Knebel an ihrem Munde bemerken, welcher ohne Zweifel ihr alles Schreien verwehren sollte; dabei redeten sie ihr recht eifrig zu, obschon sie nicht sonderlich darauf zu hören schien. Nachdem der Zug sich eine Strecke weit fortbewegt, fiel die Frau ohnmächtig zu Boden; gleich waren die häßlichen Männer, so wie auch die Weiber, um sie herum. Man richtete sie auf, öffnete ihr den Mund und flößte ihr

Tropfen ein, welche, wie Rodriguez behauptete, aus betäubendem Opium bestanden. Als dieser seine Wirkung äußerte, überzog eine tiefe Röthe das vorher bleiche Gesicht, ihre Augen funkelten kühn; ihre Gestalt richtete sich empor und ihre Bekleidung vermochte kaum nachzufolgen, also rannte sie darauf los. Draußen vor der Stadt lies der erkünstelte Muth plötzlich nach; man mußte ihr auf's Neue und in verstärktem Maaße jene Tropfen reichen; und so ging es damit fort, bis man eine weite, freie Ebene erreichte, in deren Mitte eine kleine, hölzerne Hütte war, mit vielen Stroh- und Reißigbündeln umstellt. Daselbst machte man Halt. Petrus, welcher so dicht als möglich neben der Frau hergeschritten war, bemerkte erst jetzt, daß man am Ende des Zuges auch noch eine Leiche nachgetragen hatte; diese lag in einem offenen Sarge und war recht schrecklich anzusehen. Aus einem schneeweißen Todtenhemde schaute ein braungelbes, verzerrtes Gesicht, dessen Züge schon ganz schwarz geworden; an dem langen Barte erkannte man, daß es ein Mann war. Dieser wurde nun zuerst in die Hütte getragen. Darauf umringten sämmtliche mitgegangene Weiber jene Frau, welche von ihr Abschied nahmen und dabei laut das große Glück derselben priesen; doch schien es ihnen nicht recht von Herzen und auch Jener nicht sonderlich zu Herzen zu gehen, denn sie stellte sich ganz untröstlich.

„Was soll denn dies bedeuten?" fragte hier Petrus seinen Rodriguez. „Ich glaubte, jene Leiche sei der Gemahl dieser Frau gewesen und daher rühre ihre Traurigkeit, und gleichwohl wünschen die Weiber ihr

Glück und nehmen Abschied von ihr? Dies kann ich mir nicht erklären."

„Ich aber will es," entgegnete Rodriguez verdüstert. „Es ist dies eine ganz abscheuliche, gottlose Geschichte, worein ich gleich mit dem Schwerdte schlagen möchte. Laß Dir erzählen! Hier im Morgenlande gilt die Frau gar nichts; sie ist blos die Sklavin des Mannes und nur seinetwegen auf der Erde. Kein Vergnügen darf sie genießen, keine Gesellschaft besuchen; darum sperrt sie der Indier in unzugängliche Häuser ein und erlaubt ihr nur äußerst selten, und dann immer ganz vermummt, einen kurzen Ausgang, dabei wird sie aber noch scharf bewacht. Bei ihrer Verheirathung wird sie nicht gefragt, ob sie ihren Bräutigam leiden kann oder nicht; wie ein Stück Vieh wird sie behandelt und verkauft."

„Ist es denn auch bei den Töchtern der Könige so?" fiel hier Petrus kleinlaut ein.

„Ei wohl noch zehn Mal schlimmer!"

„Ach, du arme Schwanehilde!" seufzte Petrus, recht aus dem Grunde seines Herzens.

„Ja," sagte Rodriguez, „die wird sich auch gewaltig wundern, nachdem sie den Unterschied kennen gelernt hat, wie gut es die deutschen Frauen gegen die indischen haben. Die hiesigen wissen es nicht besser und ergeben sich eher in ihr Schicksal; allein Schwanehilde — ei! derselben wird das Leben hier nun recht sonderbar vorkommen. Ich wollte gleich meinen kleinen Finger darum verwetten, daß sie sich bereits lange wieder nach Deutschland und zu euch zurückgesehnt hat."

Petrus seufzte und nickte gedankenvoll mit dem Kopfe.

„Das Allerschlimmste aber kommt noch," fuhr Rodriguez fort. „Wenn nämlich eine Frau das Unglück hat, ihren Mann durch den Tod zu verlieren — was ist ihr Loos?! Verbrennen muß sie sich lassen!"

„Heiliger Gott!" rief Petrus erschrocken, „verbrennen?"

„Verbrennen, sag' ich Dir! Es heißt zwar, sie thue dies freiwillig, allein sie muß!"

„Und zu welchem Zwecke?" forschte Petrus.

„Eigentlich zu gar keinem. Bloße Mißgunst ist die Ursache; weil der Mann nicht länger leben kann, will er, daß auch die Frau sterbe. Zwar behaupten jene niederträchtigen Kerle da, die Braminen, welche so eben der armen Frau dort alle sieben Himmel versprechen, wenn sie gutwillig in das Verbrennen sich füge, daß diese grausame Handlung eine gar weise Maaßregel sei. Denn dadurch würde bewerkstelligt, daß keine Frau ihren Mann vergiften oder sonst nach dem Leben stehen werde, weil sein Tod auch den ihrigen nach sich zieht. Vielmehr würde sie Alles aufbieten, ihm das Leben zu verschönern und zu verlängern. Dies ist aber lauter Larifari. Auch machen sie der armen Gattin noch weis', daß ihr gestorbener Mann, wenn er nun in den Himmel komme, dort Niemanden habe, der ihm das Essen bereite, das Bett mache, die Wäsche besorge u. s. w. Darum wäre es nicht mehr wie billig, daß die Frau aus Liebe zu ihm gleichfalls sterbe, um ihm alle jene Dienste dort erweisen zu können. So dumm machen diese schändlichen Priester das arme Volk!"

„Ach, wie so ganz anders ist doch unsere heilige, christliche Lehre gegen diesen Heidenglauben!“ sagte Petrus andächtig.

„Das wollt' ich meinen!“ entgegnete Rodriguez. „Doch wir wollen unsere Aufmerksamkeit jenem Trauerspiele wieder zuwenden, das sogleich sein Ende erreichen wird.“

Sie schauten hin. Die Braminen führten unter lautem Geplapper die Frau einige Mal um die Hütte und schoben sie dann durch die niedere Thür in das Innere hinein. Sogleich wurde dieser Eingang durch vorgethürmte Strohbündel verschlossen und in einem Nu war jeder Bramine mit einem Freuerbrande versehen, mit welchem sie die Hütte von allen Seiten in Brand steckten; sie loderte hoch empor. Trotz des betäubenden Lärms, den jetzt alle Hörner, Trompeten und Pauken anstimmten, wollte doch Petrus ein dumpfes Angstgeschrei aus den Flammen vernommen haben. Entsetzt wendete er sich von dem gräßlichen Schauspiele; aber die andern Anwesenden unterhielten noch lange die Gluth durch hineingeworfene Stroh- und Reißigbündel, welche zu diesem Zwecke hoch aufgethürmt dabei lagen.

Als die beiden Freunde nach der Stadt zurückkehrten, lagen die reizenden Gärten derselben in üppiger Fülle vor ihren Augen.

„O sieh!“ begann Rodriguez, um Petrus auf andere Gedanken zu bringen, „wie schön ist es hier! Sieh nur diese wundervollen Blumen; jenen Palmenhain, über welchen die goldenen Kuppeln empor blitzen, und dort die unzähligen bunten Vögel, die —“

Petrus wendete den stieren Blick auf Rodriguez und rief, ohne auf die gepriesenen Herrlichkeiten hinzusehen: „Fort, fort aus diesem schrecklichen Lande, wo das Blut unschuldig Gemordeter gen Himmel schreit! Ich sehe nichts als jene Unglückliche vor mir; ich höre nichts als ihr Angstgeschrei. Das Herz will mir zerspringen vor Jammer. Fort, um Gotteswillen!"

Rodriguez zuckte die Achseln. „Wo wir hinkommen," sagte er, „geht's nicht besser. In allen diesen Ländern ist dieser barbarische Gebrauch eingeführt, welcher alljährlich Tausenden von Frauen das Leben kostet."

Da begann die Sehnsucht nach den lieben, deutschen Vaterlande immer mächtiger zu werden in des Petrus Herzen. Von Stund an trieb er zur Abreise in Schwanehildens Vaterland, um nur so schnell als möglich den vorhabenden Zweck zu erreichen und dann ungesäumt heimkehren zu können; Rodriguez dachte eben so. Bald ging's auf Kameelen auf das angrenzende Land los, wo Schwanehildens Vater regierte. Ihre Reise ging glücklich von statten. Als sie aber eines Tages ihre Kameele zur Tränke nach einem Bächlein führten, fanden sie dicht am Wasser einen großen Tiger im Grase liegen; erschrocken standen sie still und sahen das Thier an, welches ein Gleiches that und ruhig liegen blieb. Endlich wurden die beiden indischen Diener unwillig, hoben Steine auf und warfen sie nach dem Tiger. Geduldig nahm dieser einige Steinwürfe auf seinen Pelz hin; als aber das Werfen gar nicht aufhörte, erhob er sich nothgebrungen von seinem Lager und machte sich aus dem Staube. Nun ließen die Reisen-

den ihre Kameele trinken und lachten über den gesteinigten Tiger. Auf einmal jedoch erschreckte sie ein heftiges Gebrüll, das aus einem etwas entfernten Gebüsche herzukommen schien; dabei rauschten die größern Blätter der Bäume und Aeste krachten. Fest gebannt standen die Reisenden und sahen einander betroffen an; die Kameele aber zitterten an allen Gliedern. Als das Geräusch fortwährte und doch nicht näher kam, huschten die beiden Indier fort, um sich nach der Ursache davon umzusehen. Bald kehrten sie mit der Nachricht zurück, daß der gesteinigte Tiger von einer Riesenschlange angefallen worden sei und sich in einem verzweifelten Kampfe mit ihr befinde. Da sie versicherten, daß keine Gefahr zu befürchten sei, wenn man dem Schauspiele ruhig zusehe, so beschlossen die Reisenden, sich dem Kampfplatze mit der gehörigen Vorsicht zu nähern. Der Anblick war fürchterlich. Eine ungeheuer dicke und lange Schlange hielt den Tiger mehrfach umschlungen, dieser brüllte entsetzlich und wollte mit der Schlange davon laufen; allein dieselbe hatte ihren Schwanz um einen starken Baumstamm gewickelt, welchen der Tiger nicht loszubringen vermochte; dabei hatte sie mit den Zähnen ihrer weit aufgerissenen Kinnladen dergestalt den Rachen des Tigers gepackt, daß er fast keinen Odem holen konnte. Immer dumpfer klang sein Gebrüll in die Schlange hinein, welche durch noch festeres Zusammenziehen ihrer Ringe ihn zur Gegenwehr unfähig zu machen suchte; wirklich wurden auch seine Bewegungen schwächer, sein Widerstand kraftloser. Dabei schleppte die Schlange ihn immer näher zum

Baume; endlich war er erstickt und erdrückt. Den Petrus dauerte ordentlich der Tiger, um so mehr, da er bei dem Steinwerfen so friedlich geblieben war; gern hätte er ihn von der häßlichen Schlange befreit, allein seine Gefährten ließen es nicht zu. „Morgen oder übermorgen," erzählte der Indier im Weiterreiten, „verzehrt sie ihn und davon wird sie so unbehülflich, daß sie sich nicht mehr wehren und mit Knütteln todt geschlagen werden kann. Auch wird sie von unsern Leuten noch auf andere Weise getödtet; sie werfen ihr eine Schlinge von einem langen Seile über den Hals, ziehen das andere Ende davon über den starken Ast eines hohen Baumes und winden dann die Schlange daran empor, so daß sie ganz lang ausgestreckt hängt; in diesem Zustande kann sie sich nicht wehren. Darauf klettert Einer an ihr empor und tödtet sie mittelst einer Wunde am Halse. Ihr Fleisch schmeckt uns recht gut."

Achtzehntes Kapitel.

Schwanehildens Vater.

Ohne weiteres Abenteuer erreichten unsere Reisenden die Stadt, in welcher Schwanehildens Vater als König regierte. Bereits hatten sie erfahren, daß diese glücklich mit ihren Schwestern angekommen, so wie daß es ihre Mutter gewesen sei, welche Conrads Kugel getödtet habe. Petrus konnte es kaum erwarten, bis

sie dem Könige vorgestellt werden sollten. Er bildete sich ein, Schwanehilden bei dieser Gelegenheit zu sehen und zu sprechen. Endlich wurde ihnen erlaubt, vor dem Monarchen zu erscheinen. Eine ganz ungewöhnliche Gnade, die sonst keinem Weißen so leicht widerfuhr. In Begleitung einer starken Wache näherten sie sich dem weitläuftigen Schlosse des Königs. Durch eine Menge Höfe und Zimmer gelangten sie in den Saal, in welchem der Beherrscher sie erwartete. Die Wände blitzten von Gold, Silber, Edelsteinen und prächtigen Pfaufedern. In der Mitte einer Wand erhob sich der königliche Thron von purem Golde und von Reiher- und Straußfedern beschattet; aus den übrigen Wänden plätscherten Springbrunnen hervor und verbreiteten eine angenehme Kühle, ihr Wasser sammelte sich in goldverzierten Mamorbecken und auch der ganze Fußboden war mit dergleichen kostbaren Steinen belegt. Vor dem Throne aber breiteten sich die köstlichsten Teppiche aus, in welche bunte Blumen, Vögel und menschliche Figuren kunstreich gewirkt waren. Alle Pracht jedoch übertraf noch des Königs Anzug, der nur aus Seide, Gold, Silber und Edelsteinen bestand. Auf dem Haupte saß ein Turban, welchen ein Busch von Brillanten zierte; aus eben den Steinen bestand die Sonne, welche an seiner Brust funkelte; Gürtel, Dolch, Säbel und Schuhe waren gleichfalls mit Edelsteinen besetzt. Alle Diener, Beamten und Minister, welche den Thron umgaben, lagen auf ihren Knieen und wagten nur dann ihr Antlitz von dem Fußboden zu erheben, wenn der König sie anrief. Selbst diejenigen, welche ihm

zunächst standen und mit langen Pfauenwedeln die Fliegen von ihm verscheuchten, beobachteten diese Lage. Als Rodriguez vor den König hintrat, beugte auch er dreimal sein Kniee: Petrus aber an seiner Seite verneigte sich blos tief und ehrerbietig. Die beiden indischen Diener jedoch waren hart an der Thüre liegen geblieben. Da verfinsterte sich das Antlitz des Königs und mit strengem Tone fragte er den Rodriguez, wer der junge Mensch sei, der ihm die gebührende Ehrfurcht verweigere?

„Es ist, o großer Beherrscher!" entgegnete Rodriguez, „der Sohn jenes Mannes, welcher Deine erhabene Tochter in seine niedere Hütte aufnahm."

Der König richtete nun das zornige Auge auf den Petrus und rief: „Sklav! wisse, vor mir fallen die Völker in den Staub und beten an."

„Ich aber nicht, Herr König!" entgegnete Petrus kühn; „ich kniee nur vor meinem Gott."

Der König traute seinen Ohren nicht, als er diese nie gehörte Sprache vernahm. Rodriguez aber sagte schnell, um seine aufsteigende Wuth zu dämpfen: „Halte ihm, o großer König, seine Unerfahrenheit zu gute. Er ist noch sehr jung und mit den Gebräuchen dieses Landes völlig unbekannt."

Eine geraume Zeit betrachtete der Monarch den Jüngling mit Verwunderung. Endlich sagte er: „Deiner Eltern wegen, junger Mann, welchen das hohe Glück zu Theil wurde, meine Tochter verpflegen zu dürfen, verzeihe ich Dir Deine Unbesonnenheit. Ja, damit Du ganz die Größe meiner unübertrefflichen

Großmuth einsehen lernst, erlaube ich Dir noch, eine Gnade bei mir auszubitten."

Petrus wußte sogleich eine Antwort. „Laß mich, großer König, Deine Tochter Schwanehilde sehen und sprechen. Weiter begehre ich nichts."

Der König konnte vor Erstaunen nicht gleich eine Antwort finden. „Hab' ich recht gehört?" rief er. „Doch nein! ich will Deine unüberlegte Bitte gar nicht gehört haben, denn sonst müßte ich Dich tödten lassen. Du hast mit meiner Tochter unter einem Dache, in demselben Zimmer sogar gewohnt; hast mit ihr gegessen, getrunken, gespielt; hast — o grenzenlose Kühnheit! ihre königliche Hand zu berühren gewagt! Wisse denn: nur in Betracht dessen, daß dies Alles geschehen ist, weil Du ihre erhabene Herkunft nicht gekannt hast, will ich Dir die Todesstrafe erlassen. Von nun an darf nur ihr künftiger Gemahl sie sehen und sprechen. Hat doch die Prinzessin, meine Tochter, ohnehin viel von euern sklavischen Gewohnheiten angenommen, so daß sie kaum mehr weiß, was ihrer hohen Geburt zukommt. Ich habe mich schon gewaltig über sie entrüsten müssen, seitdem sie wieder — — ha! wer war dies?"

Der König hielt plötzlich inne und schaute wuthentbrannt nach seiner rechten Seite hin, wo ein Diener mit seinem langen Pfauenwedel, heftig zitternd, zu Boden stürzte. Derselbe hatte nämlich eine große Fliege auf der Achsel des Königs bemerkt und beim Wegjagen derselben das rechte Ohr des Königs ein wenig berührt.

„Haut den verruchten Arm ab," gebot dieser zornig,

„der es wagte, die hochheilige Person des Königs zu berühren.“

Sogleich waren eine Menge Diener auf den Beinen, welche sich des Unglücklichen bemächtigten, der, blaß und regungslos wie eine Leiche, sich geduldig fortschleppen ließ.

Hier hob Petrus bittend seine Hände empor und rief wehmüthig: „O, großer König! thue doch nicht also, um Dein selbst willen verschone den armen Mann. Haltet ein, ihr Leute!“ wendete er sich zu den Dienern, welche eben den Saal verlassen wollten, „der gute Herr erläßt ihm die Strafe.“

Verwundert über diese Sprache standen diese still; der König schaute bald den Petrus, bald seine Leute an und konnte gar keine Worte finden.

Diese Pause benutzte Petrus und fuhr also fort: „Laß Dir erzählen, großer König, wie ein großer deutscher Kaiser einst that. Dieser hatte das Unglück, daß ihm einer seiner Diener durch einen Baumast, an welchem er schnell vorbeiritt, das rechte Auge ausschlug; anstatt den erschrockenen Diener zu schelten oder zu strafen, schenkte er ihm noch eine große Summe Geldes für den gehabten Schreck. Und wie handelte gar unser Herr Christus, des lieben Gottes einiger Sohn? Als diesen böse Menschen grausam zu Tode marterten, bat er seinen himmlischen Vater, daß er jenen Uebelthätern vergeben solle; und Du wolltest diesen armen Mann, der Dich nur mit einer weichen Feder berührte, um seinen rechten Arm und wohl gar damit um's Leben bringen? Das sei ferne von Dir!

Wirklich schämte sich der König seines Jähzornes. Recht milde sprach er zum Petrus: „Was Du mir da von einem gewissen Christus erzählst, begreife ich nicht und glaube es auch nicht. Allein ich mag Deinem Kaiser nicht nachstehen an Großmuth. Jener Sklave sei Dein; ich schenke ihn Dir zu Deinem Eigenthume und einen Sack mit Golde noch obendrein. Auch Du," wendete er sich zu Rodriguez, „empfängst, was ich Dir versprochen haben, damit ihr Fremdlinge meinen großen Ruhm allen euren Landsleuten verkündigen möget."

Der König nickte gnädig mit dem Kopfe, stieg von seinem Throne herab und begab sich aus dem Saale in seine Zimmer. Somit hatte die Audienz ihr Ende. Rodriguez empfing seinen Bruder und die verheißene Summe; Petrus den Sack mit Gold und den Diener, welcher vor Dankbarkeit die Füße seines neuen Herrn umarmte. Dieser war aber nicht recht zufrieden mit dem Erfolge, den die Vorstellung beim Könige gehabt. Er hatte sich eingebildet, der dankbare König werde ihm traulich die Hand drücken, werde sich bei seinen Eltern bedanken lassen für die gute Erziehung seiner Tochter, werde ihn zu Schwanehilden führen und ihn täglich zum Besuche einladen. Von dem Allen war nichts geschehen. Was? er sollte sich's zur Gnade anrechnen lassen, daß er nicht todt gemacht würde, weil er mit Schwanehilden unter einem Dache gelebt, mit ihr gespielt, ihre Hand berührt habe? Das war doch zu arg! That nicht dieser König, als wenn er gleich der liebe Gott selbst wäre? „Da lobe ich mir unsere Fürsten!" dachte Petrus. „Ueberhaupt taugen die

morgenländischen Könige nicht viel. Ließ nicht ein solcher zu Christi Zeiten so viele unschuldige Keindlein tödten? ein Anderer dem armen Johannes den Kopf abschlagen? ein Dritter den heiligen Petrus, meinen Namensvetter, gefangen setzen? An die Judenverfolgungen noch gar nicht zu gedenken, wo die Antiochi und Consorten wütheten! — Was habe ich denn nun eigentlich errungen durch so viel Mühseligkeiten und Gefahren? Einen Sack elenden Goldes, der mich weder satt noch froh machen kann, den die Diebe mir nehmen, Wasser und Feuer entreißen können. Hätte ich nicht den armen Diener vom Tode errettet, würde ich ohne alle Freude haben wieder davon ziehen müssen. Ich bin doch neugierig, ob derselbe wird mit mir ziehen oder hier in seinem Vaterlande bleiben wollen?" — Also redete Petrus mit sich selbst.

Neunzehntes Kapitel.

Schwanehilden droht ein schrecklicher Untergang.

Nach wenig Tagen verbreitetete sich die Nachricht, daß ein angrenzender König um die Hand Schwanehildens angehalten habe und er nächstens kommen werde, dieselbe als seine Gemahlin heim zu holen. Die Leute raunten einander dabei in die Ohren, daß er ein schon ziemlich bejahrter und grausamer Herr sei, der schon mehrere Weiber zu Tode gequält habe. Wie

bedauerte Petrus die arme Schwanehilde, als er diese Nachricht hörte. „Wäre sie bei uns geblieben," sprach er zu sich selbst, „hätte sie ein solch Unglück sicher nicht erlebt." Er wäre lieber sogleich fortgereist, hätte er nicht erfahren, daß er bei dieser Gelegenheit Schwanehilden noch ein Mal zu sehen bekommen könne. Bald traf der König mit einem großen Gefolge und vielen Elephanten in der Stadt ein und nicht lange darauf fand die feierliche Trauung in dem prächtigen Hindustempel statt. Eine ungeheure Menge Menschen füllte die Straßen und gar Viele wurden in dem Gedränge erdrückt. Petrus aber saß mit seinem Rodriguez auf dem platten Dache eines Hauses — ein Platz, welchen der von der Verstümmelung gerettete Indier ihnen verschafft hatte — und sah mit großer Erwartung den Zug herannahen. Er schaute nicht auf die zahllose Menge der blitzenden Diener, Soldaten, Vornehmen und Priester. Unverwandten Blickes richtete er sein Gesicht nach dem kostbaren Tragsessel hin, auf welchem Schwanehilde einhergetragen wurde an der Seite ihres zukünftigen Gemahls. Sie sah, trotz ihrem großen Schmucke, sehr bleich und abgefallen aus — ein Anblick, der den Petrus mit großem Schmerze erfüllte. Als sie daher dicht unter seinen Füßen jetzt vorbei kam, konnte er sich nicht enthalten, mit recht schmerzlicher Stimme: „Schwanehilde! o Schwanehilde!" überlaut auszurufen.

Schwanehilde hörte die bekannte Stimme; ein Blitz durchzuckte sie. Sie wollte empor schauen nach dem Rufenden, allein eine tiefe Ohnmacht hinderte sie

daran; mit einem dumpfen Schrei sank sie bewußtlos zusammen. Ein ungeheurer Lärm, ein schreckliches Getümmel war die nächste Folge davon. Ein Glück für den Petrus war es, daß Niemand seinen Ruf verstand und daher die Ohnmacht einer andern Ursache zugeschrieben wurde; sonst hätte ihm seine Voreiligkeit sicher das Leben gekostet. Auch schalt ihn Rodriguez deshalb tüchtig aus. „Kämen nicht," sagte er, „dergleichen Zufälle hier so häufig vor, würde man gewiß dem unberufenen Schreier auf die Spur gekommen sein. Allein so gehört zu den hiesigen Landplagen noch eine fürchterliche Krankheit, die Cholera genannt, welche die gesündesten Menschen oft in einer Stunde zur Leiche macht. Wahrscheinlich vermuthete man bei Schwanehilden einen Anfall davon und daher entstand der fürchterliche Lärm. Doch sieh! man hat sie bereits wieder zu sich gebracht und der Zug bewegt sich, trotz ihres noch leidenvollen Aussehens, weiter fort nach dem Tempel hin."

Petrus sah nicht hin; tief betrübt kehrte er in seine Wohnung zurück. Noch hatte jedoch die Sonne ihren Lauf am blauen Himmel nicht vollendet, als sich das Gerücht durch die Stadt verbreitete, daß der König Bräutigam während des Hochzeitschmauses von der Cholera befallen worden und unter den unsäglichsten Schmerzen verschieden sei.

Da fiel ein großer Stein von Petrus Herzen. Nun konnte ja der böse König die arme Schwanehilde nicht auch zu Tode märtern, wie seine vorigen Weiber!

„Hast Du es auch schon gehört?“ fragte er den eintretenden Rodriguez mit freudestrahlendem Antlitze.

„Ja wohl,“ sagte dieser mit kummervoller Miene, „die arme Schwanehilde!“

„Wie so? die glückliche Schwanehilde, willst Du wohl sagen?!“ entgegnete Petrus.

„Glückliche? wenn sie verbrannt wird?“ sagte Rodriguez.

Heftig schlug sich Petrus hier mit der geballten Faust vor die Stirn. „O ich blinder Thor!“ rief er aus. „O tausend Mal unglückliche Schwanehilde! Mußt Du noch ein solches Ende nehmen?!“

Am nächsten Tage strömten die Menschen nach dem Orte hin, wo die Verbrennung des todten Königs und der jungen, lebendigen Wittwe vor sich gehen sollte. Derselbe war zwar, als der königliche Begräbnißplatz, mit einer hohen Mauer umgeben, allein demohnerachtet konnte man ihn von den angrenzenden Hügeln völlig übersehen. Dahin begab sich auch Petrus und Rodriguez und schauten mit stummen Entsetzen dem Aufbau der schrecklichen Hütte zu, welche jedoch weit prächtiger als die bereits gesehene aufgeführt wurde. Ein sehr schlechter Ersatz für den Verlust des Lebens!

Schwanehilde in ihrem Schlosse dagegen jammerte überlaut, nachdem sie ihr bevorstehendes, schreckliches Schicksal vernommen. Sie warf sich ihrem Vater zu Füßen und benetzte mit heißen Thränen seine Hände.

„O mein Vater!“ schluchzte sie. „Erbarme Dich Deines Kindes! Rette mich doch von dem qualvollen Untergange! O wie schmerzt schon dies, wenn man

sich nur eine Fingerspitze am Lichte verbrennt, geschweige denn alle Glieder! Wie? dieses mein Fleisch soll gebraten werden? meine Adern sollen zusammenschrumpfen mit ihrem Blute? meine Knochen zu Asche verbrennen? mein junges, frisches Leben verdorren, wie das grüne Gras unter dem glühenden Hauche des Samums? O, hättest Du, mein Vater, doch nicht vor Zorn meinen Schleier zerrissen, als ich aus der Ferne wiederkam! Dann könnte ich auf Schwanesflügeln meinem schrecklichen Untergange entrinnen, könnte wieder in die trauliche Hütte jenes stillen Waldes fliehen, wo es mir so wohl ging. O wäre ich doch dort und die Tochter des ärmsten Holzhauers! — Was hilft mir denn mein königlicher Rang? mein Reichthum? meine große Dienerschaft? Ach, dies Alles ist ja eben mein Unglück. Beneidenswerthe Mutter! Sanft und kühl schläfst du in deinem stillen Grabe im Schatten jener Buche. Nun sehe ich ein, warum der liebe Gott dich durch Conrads Kugel treffen ließ; und ich Thörin glaubte damals, der himmlische Vater habe daran sehr Unrecht gethan. Ach! würdest du nicht sonst ein eben so heißes Grab gefunden haben wie deine arme Tochter? Vater, bester Vater! rette Dein Kind!"

„Schweig!" entgegnete der König. „Man merkt's, daß Du unter den ungläubigen, christlichen Hunden gewesen bist; sonst würdest Du nicht so einfältig reden. Willst Du etwas voraus haben vor allen andern Wittwen? Und wenn ich Deinen Schleier noch nicht zerrissen hätte, so müßte ich es jetzt thun, um Dir das Entfliehen unmöglich zu machen; und wenn ich thöricht

genug wäre, Dich retten zu wollen, so würde es um mein Leben geschehen sein. Die Braminen würden augenblicklich das Volk aufwiegeln und dieses würde sofort einen König fortjagen, welcher die unverletzbaren heiligen Gebräuche des Landes antasten wollte. Darum ergieb Dich geduldig in Dein Schicksal; Du bist nicht die erste Wittwe, die verbrannt wird, und Du wirst auch gewiß nicht die letzte sein."

Schwanehilde rang die Hände bei diesem leidigen Troste. „Nun denn, mein Vater!" sprach sie, „wenn ich sterben soll und muß, so will ich den Tod aus Deiner Hand empfangen. Durchbohre also mit Deinem Dolche mein armes Herz. Nur nicht verbrennen laß mich!"

Aber der König ging unwillig davon und ließ Schwanehilden allein in ihrer Angst. Da wendete sie sich zu Dem, der uns nie verläßt.

„O Du herrlicher Gott der Christen!" betete sie andächtig, „Alles verläßt mich, sogar mein leiblicher Vater. Darum flüchte ich zu Dir, der Du die Bedrängten errettest, die Zerschlagenen aufrichtest, die Zerknirschten tröstest. In Deine Hände befehle ich meinen Geist und Leib. Du weißt, was mich ängstiget; Du kannst mir helfen, denn Dein ist die Macht. Du wirst mir helfen, denn Du bist die Liebe; Du wirst mir so helfen, wie es mir wahrhaft nützlich ist, denn Deine Weisheit ist unendlich. Ja, mein himmlischer Vater! ist es möglich, so nimm den Leidenskelch von mir; doch nicht wie ich will, sondern wie Du willst. Dein Wille geschehe, denn Dein Wille ist der beste. Amen!"

Es kam nach diesem Gebete kein Engel mit einem Becher Weines vom Himmel, wie man in dem kleinen Lutherischen Catechismus abgebildet sieht, um Schwanehilden zu stärken; allein doch wurde sie wirklich gestärkt, und zwar mehr, als wenn sie alle Opiumstropfen Ostindiens getrunken hätte. Die Stärkung eines andächtigen Gebetes ist unsichtbar, deshalb aber auch bleibender; denn des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist. Darum wurde auch Schwanehilde recht beherzt. Nur als sie ihren verstorbenen Gemahl zu Gesicht bekam, dessen Züge grausam verzerrt und blauschwarz aussahen, seufzte sie: „O Tod! du bist doch schrecklich anzusehen! Und diesen abschreckenden Leichnam soll ich in meine Arme schließen, wenn ich in die Todeshütte komme, um beim Scheiden aus dieser Welt nicht von ihm getrennt zu werden?"

Darauf wurde sie in demselben Sessel, der sie vorgestern zur Trauung brachte, zum Tode hinausgetragen. Wie sie nun die häßlichen Braminen um sich herum sah, sprach sie zu sich selbst: „Wie freundlich sah doch der gute Pfarrer Schwenke gegen diese Unholde aus! Wie mild ist doch überhaupt die christliche Religion gegen die heidnische! Wie gut ist doch der Herr Christus, gegen meinen Vater gehalten, der seines irdischen Thrones wegen seiner Tochter nicht helfen wollte, da doch der liebe Heiland seinen himmlischen Thron für nichts achtete, uns zu erretten."

Als sie hinaus kam vor die Stadt und die Todeshütte von weitem sah, faltete sie ihre Hände und sprach leise: „Nicht wahr, Du Gott lebst noch, der Du die

drei Männer aus dem feurigen Ofen errettet hast? Gewiß weißt Du, der Du alle Menschen erlösen konntest, auch ein Mittel, mich Aermste zu erlösen von meiner großen Qual!"

Jetzt hatte sie den Begräbniß-, oder richtiger, den Verbrennungsplatz erreicht. Der todte König ward in die Hütte getragen. Die Braminen begannen ihre unverständlichen Gebete und hielten ihren Umgang; dann griffen sie mit ihren nackten Armen nach Schwanehilde, die vergebens auf des Herrn Hülfe gehofft hatte, und wollten sie durch die Thüre hineinschieben in ihr Grab. Da hob Schwanehilde beide Hände empor gen Himmel nnd rief mit lauter Stimme: „O Jesu Christe, Du Lamm Gottes, erbarme Dich meiner!"

Wüthend darüber, daß die Prinzessin den Gott der Christen anrief, packten nun die Braminen Schwanehilden und im Nu war sie verschwunden und ein Haufen Reisig vor dem Eingange aufgethürmt. Unter der unzählbaren Menge der Zuschauer war weder Petrus noch Rodriguez zu entdecken. Nur der Diener des Erstern, der Indier, stand auf einem frisch aufgeworfenen Erdhaufen, welcher fast bis an die Höhe der Mauer reichte, innerhalb welcher das Verbrennen stattfinden sollte. Noch mehrere Indier, welche diesen Einfall sich einen guten Platz zu verschaffen, recht artig gefunden hatten, standen an seiner Seite und blickten mit gespannter Erwartung auf das Schauspiel. Bis hierher hatte Niemand die tiefe Stille zu unterbrechen gewagt, welche auf der Versammlung ruhte; als aber Schwanehilde in die Hütte geschoben und der Eingang

dazu verwahrt wurde, erhob der indische Diener ein durchdringendes Geschrei und alle Zuschauer schrieen mit, als wären sie dazu kommandirt; denn Alle glaubten, daß die Hütte nun augenblicklich in Flammen stehen würde; dem war jedoch nicht so, vielmehr zögerten die rachsüchtigen Braminen absichtlich mit Ansteckung der Hütte, um der armen Schwanehilde desto länger die Todesangst empfinden zu lassen. Ja, einer von ihnen streckte gar den Kopf durch eine gelassene Oeffnung, um nachzusehen, ob Schwanehilde auch wirklich den todten König mit ihren Armen umfaßt halte. Aber heftig erschrocken und schreiend prallte er plötzlich zurück; die brennende Fackel entfiel seiner zitternden Rechte und mit bebenden Lippen rief er, daß ein kohlschwarzer Teufel die Prinzessin erfaßt habe. Zugleich schlugen die Flammen von der Fackel, welche in's Stroh gefallen war, in die Höhe und nöthigten die Braminen, bei Seite zu springen. Grimmig heulend gebrauchten nun auch die andern Braminen ihre Feuerbrände und erregten damit eine furchtbare Gluth, um den vermeinten Teufel, die ketzerische Prinzessin und ihren todten Gemahl zu Asche zu verbrennen. Wirklich war auch keine Spur mehr von ihnen zu sehen, als die Flammen erloschen waren. Die Braminen triumphirten und die Menge verlief sich, zufrieden gestellt mit dem empörenden Schauspiele.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Rettung.

Ein Teufel war es nun gerade nicht, was der Bramine gesehen; allein ganz Unrecht hatte er dennoch nicht. Es war nämlich ein schwarz oder vielmehr braun aussehender Mensch, unter dem Namen Petrus hier in dieser Erzählung uns gar wohl bekannt, der bei Schwanehilden in der Hütte war. Die Sache verhielt sich also: Des Petrus einziger Gedanke war, Schwanehilden vom Feuertodte zu retten. Vergeblich stellte ihm Rodriguez das Unmögliche dieses Vorhabens vor; er ließ sich nicht davon abbringen. Tag und Nacht sann er nach, wie er wohl seine Absicht in's Werk setzen könnte, und gewiß der menschliche Geist ist sehr erfinderisch, wenn er alle seine Kräfte in Bewegung setzt. Von allen Seiten hatte Petrus den Ort, so wie die Umgegend betrachtet und untersucht, wo die traurige Verbrennung Schwanehildens vor sich gehen sollte. Er maß mit den Augen die Entfernung der Hütte von der Mauer, welche den Platz umgab. Dann untersuchte er die Beschaffenheit des Bodens, ob derselbe felsig, thonig oder sandig sei. Nach allen diesen Nachforschungen theilte er seinem Freunde, welcher ihm kopfschüttelnd zugesehen, seinen Plan mit, den er zu Schwanehildens Rettung entworfen hatte. Er gedachte nämlich von außen einen unterirdischen Gang, oder wie ihn der Bergmann nennt, einen Stollen unter der hohen Mauer weg bis in den Mittelpunkt der Hütte

zu führen; dann, wenn Schwanehilde in derselben sich befinden würde, durchzubrechen und sie auf diese Weise den Flammen zu entziehen, indem er sie in den Gang herab zöge. Rodriguez, welcher von dem Bergbau nicht die geringste Kenntniß besaß, konnte sich freilich nicht sogleich von der Zweckmäßigkeit dieses Mittels überzeugen; jedoch fügte er sich darin, dem Petrus beizustehen, welcher ihn mit thränenden Augen deshalb beschwor. Auch der treue Indier versprach, sein Möglichstes dabei zu thun; dieser wäre für den Petrus durch's Feuer gelaufen, so lieb hatte er ihn bereits gewonnen, und nun begann die vereinte Arbeit der drei Verbündeten mit einbrechender Nacht. Vorher hatte der Indier einen großen Haufen dicker Bambusröhre und langer, fester Palmenblätter herbeigeschleppt, welche Petrus, anstatt der Bretter und Stangen, zum Ausschälen des Stollens gebrauchen wollte. Dies thut man, um das Zusammenstürzen der lockeren Erde zu verhüten, welche sonst den Gang baldigst wieder verschüttet haben würde. Was doch drei Menschen, wenn sie von rechtem Eifer beseelt sind, hervorbringen können! In einer Nacht war ein großer Haufen Erde an der Mauer aufgeworfen und ein beträchtliches Stück des Ganges fertig. Bei dem Schutze der Nacht, wo der Indier zum Ueberflusse noch wachte, und Niemanden ganz herausließ, setzten Petrus und Rodriguez ihre Arbeit auch am Tage unbemerkt unter der Erde fort. Am Morgen des zur Verbrennung bestimmten Tages waren sie glücklich bis unter die Hütte vorgedrungen, ließen jedoch noch eine leichte Erddecke über dem Ende des Ganges stehen,

welche man bald durchbrechen konnte, sobald der passende Zeitpunkt gekommen war. Um diesen nicht zu verfehlen, gab der Indier oben auf dem Erdhaufen genau Acht, und erhob, als Schwanehilde in der Hütte verschlossen worden war, ein durchdringendes Geschrei. Dieses war das verabredete Zeichen für Rodriguez, welcher am Anfange des Ganges aufpaßte und dem am Ende befindlichen Petrus dasselbe wiederholte. In der größten Seelenangst hatte Petrus kurz vorher den lieben Gott recht inbrünstig um das glückliche Gelingen des Unternehmens angerufen, von welchem nicht nur Schwanehildens Leben, sondern auch das seinige und seiner Gefährten abhing; denn mißlang die ganze Sache und wurde sie entdeckt, so war der Tod ihre sichere Strafe; doch Gott ließ es gelingen. Mit Ungestüm und der größten Schnelligkeit durchbrach Petrus die ihn von Schwanehilde noch trennende Erddecke. Bald arbeitete er sich, braun wie ein Bergmann, aus der Tiefe empor zu Schwanehilden. Diese kniete in der Mitte der Hütte und gewahrte in ihrer Todesangst gar nicht, was in der einen Ecke derselben vorging. Als aber jetzt der emporsteigende Petrus mit wehmüthiger Stimme „Schwanehilde!" ausrief und auf sie zueilte, fuhr sie heftig erschrocken zusammen. Gleich aber war sie wieder gefaßt und sagte recht schmerzlich: „Ach, mein Petrus! ich habe es mir gleich eingebildet, daß Du gestorben wärest. Darum kommst Du jetzt, mich nachzuholen; allein ich glaubte Dich nicht mehr im finstern, häßlichen Grabe, obschon dasselbe viel besser sein mag als mein Flammengrab. Ich vermuthete

Dich schon in den seligen Räumen des Himmels, von wo Deine Stimme mich ja vor wenig Tagen beim Namen rief und worüber ich so erschrak; denn von diesem Augenblicke an war ich von Deinem Tode überzeugt. Doch mit Dir geh ich auch selbst in's Grab mit Freuden hinab; darum reiche mir Deine Hand und halte mich ja recht fest."

Schwanehilde glaubte demnach, nur des Petrus Geist vor sich zu sehen; dieser bemühte sich, sie aus ihrem Irrthume zu reißen. „Ich bin nicht todt", sprach er, „sondern lebe wirklich und komme, Dich von dem schrecklichsten Tode zu befreien." — „Nicht möglich!' entgegnete Schwanehilde. „Wie kämst Du denn hierher, wenn Du kein Geist wärest? Aber die Todten sollten nicht lügen. Du willst mir nur das Grab minder abschreckend machen; darum sprichst Du also."

„Bewahre! Sei nicht sonderbar und folge mir schnell, damit wir den Flammen entgehen und die Oeffnung in der Erde wieder zuwerfen können, um alle Entdeckung zu verhüten." Petrus faßte, indem er dies sagte, Schwanehilden mit beiden Armen, sie nach dem unterirdischen Gange hin zu geleiten. In diesem Augenblicke bohrte sich das gelbbraune Antlitz des Braminen durch die Oeffnung der Hütte herein. Als seine funkelnden Augen in der Dämmerung darin die schwarze Gestalt des Petrus entdeckten, stieß er vor Erstaunen ein lautes: „Ha!" aus. Mit Entsetzen blickten Petrus und Schwanehilde nach dem Lauscher hin; dann überfiel den Erstern eine ungeheure Wuth. Grimmig er-

faßte er seine eiserne Hacke und rief: „Wart', Bösewicht! ich will Dich horchen lehren!"

Ehe er auf das Gesicht des Braminen losgehen konnte, war dieser bereits verschwunden und die Flammen prasselten von allen Seiten. Schnell befand sich nun Schwanehilde im unterirdischen Gange, wo der ihrer harrende Rodriguez sie in Empfang nahm und sie bis an den Ausgang des Stollens hinbrachte, wo sie so lange noch verborgen blieb, bis die Volksmenge sich verlaufen hatte und die Nacht eingebrochen war. Indeß arbeiteten die beiden Freunde unermüdet, jede Spur des Stollens zu vertilgen, was ihnen auch glücklich gelang. Dann aber war es des Petrus erstes Geschäft, dem lieben Gott recht herzlich zu danken — eine Pflicht, welcher auch Schwanehilde sofort mit andächtigem Gemüthe nachkam.

„Hätte ich doch nimmermehr gedacht", sagte der dankbare Petrus, „daß mein Bischen Kenntniß vom Bergbau noch dazu dienen würde, der guten Schwanehilde das Leben zu retten. Es ist doch immer gut, wenn man etwas lernt; sollte man auch gleich nicht wissen, wozu man es brauchen werde. Denn der liebe Gott versteht auch die unbedeutendste Kleinigkeit zu Erreichung seiner gütigen Absichten anzuwenden."

Doch wurde Petrus erst dann ganz froh, als er mit Schwanehilden die Grenzen des Reiches im Rücken hatte, in welchem Schwanehildens Vater regierte. Dies geschah einige Tage später, nachdem der Bruder des Rodriguez, Alfonso, welcher an der Erbauung einer entfernten Brücke gearbeitet hatte, eingetroffen war.

Mit ihm und dem treuen, indischen Diener, traten Petrus, Rodriguez und Schwanehilde, welche letztere in einer unkenntlichen Verkleidung steckte, den Heimweg an.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Heimkehr.

Als die Reisenden das Küstenland Ostindiens wieder erreicht hatten und der weite Ocean vor ihnen lag, fiel Schwanehilde dem Petrus um den Hals, weinte und sagte: „Nun bin ich ganz Dein! Meine liebe Mutter ruht im Grabe; mein Vater hat mich verstoßen; meine Schwestern sind weit weg verheirathet. Mir ist nichts geblieben als der treue Gott im Himmel droben und Du, Petrus, treuer Bruder! unten. Führe mich zu Deinen guten Eltern, die es so herzlich mit mir meinten und die ich so böslich verlassen konnte. Allein nunmehr hab' ich ihre Liebe zu mir erst recht erkannt. Ach! wäre ich doch nur schon wieder bei ihnen und bei dem Grabe meiner lieben Mutter, welche es auch wahrhaftig gut mit mir meinte! Wie treu will ich ihnen anhangen! Und Dir, mein Bruder, kann ich nimmer Deine große Liebe und Treue vergelten, die Du an mir erwiesen. Du hast mich von einem schmählichen Tode gerettet und mir somit die Möglichkeit eröffnet, in die Christenheit eintreten zu können. Habe tausend Dank!"

Als das dankbare Mädchen bemerkte, daß Petrus ein schönes Jagdhorn von blendend weißem Elfenbein einhandelte, um seinem Vater daheim etwas mitzubringen, suchte es seine ganzen Kostbarkeiten hervor, welche es an dem Tage seines vermeintlichen Unterganges getragen und später wohl verwahrt hatte. Sie waren von sehr großem Werthe.

„Dafür will ich", rief Schwanehilde freudig, „Allen recht schöne Geschenke mit bringen. Dem Vater einen prächtigen Säbel und Dolch, ganz mit blitzenden Steinchen besetzt. Der guten Mutter die herrlichsten, weichsten Stoffe von Seide und Baumwolle, ferner alle nur vorhandenen Gewürze in großer Menge. Der lieben Rieke und Christiane ganze Büsche von Reiher- und Straußenfedern; auch Korallen und Perlenschnuren; seidene Kleider und wohlriechenden Balsam. Dem kleinen Wenzel eine Ladung Naschwerk, See- und Purpurmuscheln, Elephantenzähne und Pfauenfedern. Ein Paar niedliche Aeffchen und bunte Papageien nicht zu vergessen. Hilf mir — lieber Petrus! noch mehr Sachen auffinden und sie mir einkaufen."

„Das werde ich wohl bleiben lassen!" antwortete Petrus lächelnd. „Was sollte, zum Beispiel, dem Vater ein Säbel und Dolch nützen? Ein handfester Hirschfänger von Stahl und Hirschhorngriff — ein gutes Waidmesser sind ihm gewiß lieber und von größerm Nutzen. Unsere Schafwolle ist weich und warm genug für den Winter, und unsere Leinwand kühl genug für den Sommer, um die Seiden- und Baumwollenstoffe entbehren zu können. Uebrigens müßte es

auch possirlich aussehen, wenn die Mutter im seidenen Kleide und kostbaren Shawl im Garten jäten wollte, und Rieckchen oder Christiane, mit großen Reiher- und Straußfedern angethan, die Kühe melken oder Heu hereinschafften. Eure beißenden, brennenden und hitzigen Gewürze mögen recht passend für diesen heißen Himmelsstrich sein; uns aber würden sie nur den Magen verwöhnen und verderben, so daß uns hernach unsere Gewürze: Salz, Kümmel, Dille, Körbel, Thymian, Majoran und andere, nicht mehr schmecken wollten. Ja, ich gebe es gern zu: daß Wenzel vor Freude über die niedlichen Aeffchen und bunten Papageien deckenhoch springen würde; anstatt jedoch in die Schule zu gehen, oder daheim etwas Nützliches zu lernen, würde er den ganzen Tag ihren lustigen Streichen zusehen wollen und darüber selbst zum Affen oder dummen Papageien werden; laß Dir's daher ausreden. Allerdings wollen wir einem Jeden ein hübsches Andenken mitbringen, damit sie einen recht deutlichen Begriff von den ganz eignen Erzeugnissen dieses Landes sich machen können; nur aber nicht im Uebermaaß, von Allem eine Probe. Was wir von Kostbarkeiten übrig behalten, wollen wir daheim zu etwas wahrhaft Nützlichem anlegen, daß es noch bis in die späte Zeit fortdaure.

Schwanehilde ließ sich belehren. Sie kauften wirklich eine recht ansehnliche Kiste voll ein, wobei sie nicht verfehlten, den guten Herrn Pfarrer Schwenke zu bedenken; dann eilten sie zu Schiffe. Da es jetzt auf ein Paar Monate mehr oder weniger nicht ankam, auch der Weg um Afrika sicherer, wenn auch weiter

war, als derjenige über die Landenge Suez, so zog man jenen vor und vertraute sich auf's Neue dem gefährlichen Meere an. Die Fahrt dauerte lange, doch blieb sie frei von großen Gefahren. Petrus und Schwanehilde konnten es kaum erwarten, bis sie in der Hauptstadt des portugiesischen Reiches, Lissabon, den Fuß auf das feste Land setzen konnten. Hier trennten sie sich unter Thränen und Segenswünschen von den beiden Brüdern Rodriguez und Alfonso, welche zu den Ihrigen eilten. Es versteht sich von selbst, daß Petrus die ihm bereitwillig dargebotene Hälfte jener Geldsumme nicht annahm, welche ihm Rodriguez einst versprochen hatte, dagegen gelobten sie sich, stets Freunde zu bleiben, einander fleißig Nachricht zu geben und wo möglich sich einst zu besuchen. Nun eilte Petrus mit Schwanehilden nach dem nun erst recht lieb gewonnenen Deutschland zurück.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Wiedersehen.

Es konnten wohl vierzehn bis sechszehn Monate nach Petrus Abreise aus dem elterlichen Hause verstrichen sein, als Hanna, die Förstersfrau, an einem Nachmittage in tiefen Gedanken durch das Fensterlein blickte, an welchem sie nebst ihren beiden Töchtern nähend saß. Der Vater war in die Stube und ganz

nahe zu seiner Frau hingetreten, ohne daß diese es bemerkte. „Mutter", hob dieser jetzt an, „soll ich Dir sagen, an wen Du so eben denkst?"

Hanna drehte sich bei diesen Worten, welche mit einem sanften Tone gesprochen wurden, schnell nach ihrem Gatten um und sprach: „Du wirst es wohl getroffen haben. Allein Du wirst es mir doch nicht verargen, daß ich meinen lieben Sohn Petrus nun und nimmermehr vergessen kann?"

„Das sollst Du auch nicht", entgegnete der Förster; „aber auch nicht undankbar gegen den lieben Gott sein, der Dir noch drei Kinder gegeben hat, an welchen Du wohl Deine Freude haben kannst; das bist Du aber, wenn Du nur für Deinen Petrus lebst, an ihn nur denkst, in ihm nur webst, und Deine andern Kinder darüber aus den Augen setzest."

„Das sei ferne von mir, lieber Mann! rief die Mutter mit thränendem Auge. „Du bist wirklich zu hart gegen mich. Weißt Du nicht das Gleichniß von dem Menschen, der hundert Schafe besaß und von denen eines sich verirrte? Ließ er nicht die neunundneunzig unb ging durch Thal und Berg, das verlorne zu suchen? Und als er es gefunden, legte er es nicht auf seine Achsel und rief mit Freuden gegen seine Nachbarn aus: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf, das verloren war, wieder gefunden? Deswegen hatte er nicht etwa die andern neunundneunzig weniger lieb als das verlorne. Er würde es eben so um sie getrieben haben und noch mehr, wenn indeß die neunundneunzig verloren gegangen wären, als er

jenes suchte; und also geht es mir mit dem Petrus, weil ich ihn verloren habe, denke ich mehr an ihn als an diejenigen, welche mir gewiß genug sind. Darum liebe ich diese nicht minder und sie werden mir meinen Kammer auch sicherlich nicht verargen."

„Aber", wendete der Vater ein, „Petrus ist ja nicht verloren, sondern nur verreist."

„Das weiß allein Gott", sagte die Mutter, „ob er nur verreist oder für uns verloren sei. Doch will ich gern schweigen von den ängstlichen Träumen, die ich nun schon mehrere Nächte hinter einander von meinem Petrus gehabt habe."

„Träume sind Gäume! sagte unser Herr Kurfürst, als ihm seine Gemahlin auch den Kopf warm machen wollte mit ihren Träumen", meinte der Förster.

„Ja, und ging nicht ihr Traum richtig in Erfüllung, als der böse Kunz von Kauffungen ihre beiden Prinzen raubte und —"

Die Rede der Försterin wurde hier durch das laute Gebell der Hunde unten im Hofe unterbrochen. Der Förster machte das Fenster auf und pfiff, daß sie schweigen sollten. Zugleich sah er sich nach der Ursache ihres Lärmens um und gewahrte einen hoch bepackten Reisewagen, welcher der Försterwohnung sich langsam näherte und vor dem Thore derselben Halt machte. Eiligst traf der Vater Anstalt, hinabzugehen und sich nach dem Begehr der Fremden zu erkundigen. Ihm war jedoch bereits der muntere Wenzel zuvorgekommen, welcher jetzt von dem gelbbraun aussehenden Fuhrmann des Wagens angesprochen wurde.

„Is Weg hier in Zwickelau?" fragte ihn dieser in kaum verständlichem Deutsch.

Verdutzt sah ihn Wenzel an, denn er vermochte nicht sogleich den wahren Sinn der Frage zu fassen.

„Is Weg hier in Zwickel — in Zickel — Zickelau?" wiederholte der Kutscher zum Förster, der indeß auch herzugetreten war.

„Ja", entgegnete dieser nicht ohne ein Lächeln, „hier ist der Weg nach Zwickau. Fahre er nur gerade hier fort bis an eine große Eiche, wo ein Weg rechts in's Holz abgeht; daselbst wendest Du Dich links in einen jungen Kiefernbusch, der bis nahe an die Stadt reicht und wo Du dann nicht mehr fehlen kannst."

Kopfschüttelnd hatte der Kutscher die Zurechtweisung mit angehört, dann begann er in einer völlig unbekannten Sprache so zu schnattern, daß dem Förster ganz angst und bange wurde. Er wendete sich daher mit einer Verbeugung zu dem fremden Herrn, der, die Reisemütze tief über die Augen gezogen, still an der Seite eines verschleierten Frauenzimmers im Wagen saß.

„Euer Kutscher scheint unserer Sprache nicht recht mächtig zu sein?" redete ihn der Förster höflich an.

„Ach leider nein!" entgegnete dieser mit einer hohlen Stimme. „Wir sind recht schlimm mit ihm daran; denn er wird uns nun wohl noch länger in der Irre herumfahren, obschon wir der Ruhe höchlichst bedürfen."

„Wenn Ihr dies fürchtet", sagte der Förster, „so will ich Euch meinen Sohn hier mitgeben, der Euch den Weg richtig zeigen wird."

„Ihr seid doch recht gütig!" sagte der Fremde. „Allein noch weit mehr würden wir Euch Dank wissen, wenn Ihr uns erlaubtet, daß wir uns zuvor ein wenig in Eurer Wohnung ausruhen dürften.

„Herzlich gern!" erwiederte der Vater und öffnete mit großer Dienstfertigkeit den Wagenschlag. „Daß dich! fort, ihr Hundepack!" rief er jetzt unwillig den Hunden zu, welche freudig heulend am Wagen empor sprangen. Als aber diese, ganz wider ihre Gewohnheit, den Worten ihres Herrn keine Folge leisteten, vielmehr immer eifriger um den Fremden herumschwänzelten, so daß dieser kaum den Fuß auf die Erde setzen konnte: da wurde dem Vater mit einem Male so sonderbar, so weich um's Herz. Recht durchdringend richtete er nun seine Augen auf den Fremden, dessen Augen gleichfalls wie in Thränen unter der dicken Mütze hervorblitzten. Immer fester wurzelte der Blick der beiden Männer auf einander. — Da schob Petrus — denn Niemand anders war der Fremde — die Mütze aus dem Angesichte und fiel seinem Vater schluchzend um den Hals. „Ja, ja!" sprach er dabei — „wenn man sich gleich eine kleine Ueberraschung eingefädelt hat, so müssen einem die verrätherischen Hunde sofort die Freude verderben. Nun, ich hätte aber auch selbst nicht länger an mich halten können. Was macht meine gute Mutter? lebt sie noch? und meine lieben Geschwister? Ach, bist Du's mein Wenzelchen? Also ging's in Einem fort unter lauter Umarmen und Küssen. Die Mutter, welche oben dem ganzen Auftritte aufmerksam zugesehen hatte, bekam eine ganz besondere Ahnung, als

sie die Umarmung und das Küssen gewahrte. Mit laut klopfendem, ahnungsvollem Herzen eilte sie hinab, gefolgt von ihren Töchtern. Ihr schneller Schritt verwandelte sich in Sturmeslauf, je näher sie dem Wagen kam. Die Mutterliebe braucht nicht erst lange Untersuchungen anzustellen; um ihr Kind, ihr eignes Herzblut zu erkennen. „Petrus! mein geliebter Sohn! bist Du wirklich wieder da? mir zurückgegeben?" Also rief sie schon von Weitem, mit ausgebreiteten Armen auf ihn zueilend. An ihre freudetrunkene Brust sank der dankbare Sohn. Diese Scene vollends zu malen, überläßt der Erzähler seinen lieben Lesern; er selbst ist zu schwach dazu.

„Dein froher Blick sagt mir gleich," hob der Vater nach den ersten Begrüßungen zum Petrus an, „daß Du Gott allezeit vor Augen und im Herzen gehabt hast, wie ich Dir beim Abschiede anrieth. Ist's nicht so?"

„Ja, mein Vater!" sprach Petrus. „Er war mein Stab in der Wüste, mein Schirm im Meeresstürme, mein Schirm in jeglicher Gefahr und Noth. Er hat meinen Aus- und Eingang gesegnet; darum will ich ihn auch preisen mein Lebenlang."

„Und bleibst Du nun immer bei uns? verläßest uns nicht wieder?" fragte die entzückte Mutter.

„So lange der Herr will, bleibe ich bei Euch. Ich will Dich und den Vater im Alter pflegen und nimmer vergessen, wie sauer ich Dir, liebe Mutter, geworden bin. Es ist wahr: auf Gottes Erde ist es überall schön; allein nirgends schöner als daheim im Vaterlande und Vaterhause. Dies habe ich auf meiner

Reise sattsam erkannt, und darum will ich nun auch im Lande bleiben und mich redlich nähren."

„So höre ich es gern," sprach die Mutter zufrieden. „Aber Riekchen laß mich doch los. Du hältst mich ja so fest, daß ich kaum einen Schritt machen kann."

Es war aber nicht Riekchen, welche die Försterin umfaßt hielt; denn diese stand neben dem Vater, wie die Mutter jetzt bemerkte. Verwundert blickte sie daher an ihre Seite, wo das vermeinte Riekchen knieete. Bewahre, das war nicht ihre Tochter; diese junge, wunderschöne, bitterlich weinende Dame war nicht ihr Riekchen, sondern — o Himmel! jetzt erkennen sie ihre Augen — war ja Schwanehilde!!

Sie war es wirklich, welche bereits geraume Zeit aus dem Wagen gestiegen und zu der Försterin hingekniet war. Unter heißen Thränen zog sie jetzt die Rechte derselben an ihre küssenden Lippen und sagte: „Mutter, ich bin nicht werth, daß ich Deine Tochter heiße. Ich bitte Dich aber, daß Du mich zur geringsten Deiner Mägde machest, damit ich Dir fortan dienen könne."

An ihr Herz zog sie die tief gerührte Mutter und der allgemeine Jubel begann von Neuem über Schwanehildens unvermuthete Gegenwart.

„Freuet Euch mit mir," rief jetzt der Förster mit gewaltiger Stimme, „denn ich habe meinen Sohn, den wir fast verloren glaubten, wieder gefunden."

„Und die Tochter, die entflohen war!" bemerkte die Mutter.

„Führet ein gemästetes Kalb heraus und schlachtet

es; denn heute wollen wir uns freuen und fröhlich sein!" fuhr er fort.

„Wenn Du das Gleichniß vom verlornen Sohne noch weiter fortführen willst," sagte die beglückte Mutter, „so mußt Du auch Deinem Petrus einen Ring an seinen Finger stecken."

„Und der Schwanehilde auch!" bat Petrus und führte das erröthende Mädchen vor seine Eltern hin. „Ja, lieber Vater! gute Mutter! ich habe sogleich eine recht große Bitte an Euch. Wolltet Ihr wohl Eure Einwilligung geben, daß ich Schwanehilden zu meiner Verlobten machen darf? Eine bessere Schwiegertochter wüßte ich Euch nicht zu geben."

„Hm! hm!" meinte der Förster verlegen, „das ist wohl wahr. Allein bedenke doch, Petrus! eine Königstochter und ein Jägerssohn! Wo willst Du hin? welch ein ungleiches Paar!"

Schluchzend fiel Schwanehilde dem Vater um den Hals. „Nichts als eine Waise bin ich, die sich glücklich schätzen würde, Eure Tochter heißen zu dürfen."

„Nun denn — da habt Ihr meinen Segen!" sprach der Vater und legte seine Hände auf des Paares Häupter.

Also sprach auch die Mutter und drückte die jungen Leute recht freudig an ihr Herz. Gleich darauf sagte sie: „Na, was hast denn Du auf dem Herzen, Wenzel, daß Du mich immer beim Rocke zupfest?"

Dieser flüsterte der Mutter halblaut in's Ohr: „Mutter, hinten auf dem Wagen des Petrus ist ein kleiner Kasten, vorn offen wie ein Vogelbauer. Da

muß ein ganz sonderbares Thier darin sein, das kleine, rauhe Händchen durch das Gitter manchmal heraussteckt."

„Ja," entgegnete die Mutter, „darüber kann ich Dir keine Auskunft geben. Da mußt Du Deinen Bruder Petrus selbst fragen."

Dieser hörte diese Worte und sagte lächelnd: „Geh, mein Wenzelchen! mache den Kasten los und bring' ihn her. Es wird wohl für Dich etwas darin enthalten sein."

Das ließ sich der neugierige Wenzel nicht zwei Mal heißen. Eben war er im Begriff, die letzte Schlinge des Strickes zu lösen, der das Kästchen noch hielt, als plötzlich eine Stimme oben von der Kutschdecke herabrief: „Willst Du fort, Wenzel! fort, in die Schule, Wenzel!"

Gar sehr erschrocken über diese unvermuthete Ermahnung, ließ dieser das Kästchen im Stiche und klagte dem Petrus seinen gehabten Schreck.

Hatte Petrus vorhin nur gelächelt, so lachte er nun jetzt recht herzlich. Dann ging er selbst zum Wagen und kam mit dem fremden Thiere auf dem Arme zurück. Es war ein kleines niedliches Aeffchen, mit hellblauen Backen und langer, platter Nase. Bei seinem Anblicke verließen die beiden Mädchen Schwanehilden, mit welcher sie sich in ein tiefes Gespräch eingelassen hatten und wendeten sich neugierig dem Aeffchen zu. Selbst der Förster und seine Frau betrachteten lächelnd das possirliche Thierchen. Petrus aber sagte zu Wenzel: „Lieber Bruder, dies Aeffchen habe ich Dir aus Ostindien, einige Tausend Meilen weit, mit-

gebracht. Zwar wollte ich erst nicht, obschon ich wußte, daß Du große Freude an dem niedlichen Thiere finden würdest; allein Schwanehilde bat so lange für Dich, bis ich einwilligte. Ehe ich Dir jedoch den kleinen Petz überlasse, muß ich Dich doch zuvor mit seinen Künsten bekannt machen."

Darauf reichte er dem Aeffchen einen Stock und ließ es auf die Erde herunter. Da spazierte Petz mit dem Stocke in der kleinen Hand herum, wie ein großer Herr; dann sprang er mit demselben und über denselben, machte Purzelbäume und lauter possirliche Streiche; endlich langte ihm Petrus seine Mütze hin, diese setzte der Affe gravitätisch auf, nahm sie vor der Gesellschaft tief grüßend ab und hielt sie dann einem jeden bittend hin, als wollte er etwas für seine Mühe haben. Unter dem gemeinsamen Gelächter der Zuschauer hatte sich Petrus unbemerkt nach dem Wagen hingeschlichen und von der Decke desselben noch ein Kästchen herabgenommen.

Alle, Schwanehilden ausgenommen, stießen ein verwunderungsvolles O! und Ach! aus, als sie den wunderschönen, bunten Vogel in des Petrus Hand erblickten. Alle Farben spielten in seinen Federn und seine durchdringenden Augen über dem starken, krummen Schnabel schauten kühn umher.

„Auch dieser Papagei soll noch Dein sein," sagte Petrus zum Wenzel, „doch unter einer Bedingung: nämlich, daß Du über seinem und des Affen Anschauen nicht etwa die Zeit der Schule und des Lernens versäumest. Und damit Du diese Erinnerung niemals vergessen mögest, haben wir während der langen Schiff-

fahrt dem Vogel jene Worte gelehrt, welche Dich vorhin so sehr erschreckten."

„Willst Du fort, Wenzel! fort in die Schule!" rief der Papagei, als der Knabe ihn und den Affen frohlockend in's Haus hineintrug.

„Ich habe Euch nicht vergessen," sagte nun Petrus zu seinen beiden Schwestern, die ordentlich verlegen dem vergnügten Wenzel nachschauten. „Freilich gebührte unsern guten Eltern der Vorrang. Allein da nun Wenzel einmal den Anfang gemacht hat, so wollen wir denn in der begonnenen Ordnung fortfahren. Vater und Mutter werden uns schon deshalb verzeihen."

Nun brachte er die Geschenke für die Schwestern hervor. So ist der Mensch! — Oft handelt er ganz anders als er spricht. Da hatte einst Petrus mit männlicher Weisheit Schwanehilden dargethan, wie unklug es wäre, zu viele und zu prächtige Waaren für die Daheimgebliebenen einzukaufen und doch war er selbst später schwach genug gewesen, mehr darin zu thun, als er sich erst vorgenommen hatte; denn wirklich waren die Geschenke, welche er und Schwanehilde den Eltern und Geschwistern machten, gar nicht unbedeutend. Doch der Förster und seine Frau waren weise genug, keinen zu großen Werth darauf zu legen oder sich gar deswegen über ihren Stand erheben zu wollen. Und ihr Beispiel so wie ihre Belehrungen bewirkten auch bei ihren Kindern, daß die Freigebigkeit der Zurückgekehrten ohne nachtheilige Folgen für sie blieb.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der fröhliche Schluß.

Der Abend und die halbe Nacht dazu verging unter lauter Erzählen, ohne daß Jemand an ein Essen gedacht hätte. Schwanehilde jedoch wußte einen passenden Augenblick zu finden, um zu dem Grabe ihrer Mutter hineilen zu können.

Sie fand richtig einen frischen Blumenstrauß an der Buche aufgehangen, eine Ueberraschung, für welche sie die beiden Mädchen recht herzlichen Dank wußte, die wechselsweise dieses stille Todtenopfer seither besorgt hatten. Petrus errieth sogleich, wo Schwanehilde gewesen war, als sie noch mit einer Thräne im Auge wieder zurück kam und drückte ihr gerührt die Hand. Darauf suchten sie alle spät ihr Lager auf, nicht ohne zuvor Gott innigst für den heutigen Freudentag gedankt zu haben. Niemand jedoch that dies mit mehr Inbrunst wie Petrus, als er so sicher auf seinem Lager sich ausstrecken konnte; denn hier war kein Samum zu fürchten, keine giftige Schlange, kein Scorpion; keine wilden Meereswogen brausten mehr unter ihm; kein despotischer König befahl, keine verblendeten Braminen wütheten hier. Die hohen Wipfel immer grüner Tannen säuselten sanft, klangreiche Nachtigallen sangen ihn in einen ruhigen Schlaf, den kein Gebrüll eines reißenden Thieres verjagte. Wie dankbar erkannte er die Güte Gottes an, als er, neu gestärkt, am andern Morgen erwachte

und Gesicht, Brust und Arme in der kühlen Fluth des nahen Waldbrünnleins stärken, dessen silberhelles Wasser mit innigem Wohlbehagen hinunterschlürfen konnte! Und mit gleichen Dankgefühlen genoß er alle die Gaben, welche ihm das Vaterland und Vaterhaus darboten und die er sonst so wenig zu schätzen gewußt hatte.

Das erste Geschäft der vereinten Förstersfamilie am neuen Tage bestand darin, nach Zwickau zum guten Pfarrherrn Schwenke zu ziehen. Welch' eine Freude hatte dieser würdige Diener des Herrn, als er seine verloren gegangene Schülerin wieder sah und ihre Schicksale vernahm! „Habe ich es nicht gleich gesagt," rief er aus, „daß der Herr Alles wohl machen werde? Auch werdet Ihr noch in der Folge einsehen, welches Gute durch die damals vereitelte Freude hervorgegangen ist." Seine Worte trafen ein.

Aber ein recht festlicher Tag für ganz Zwickau war die feierliche Aufnahme Schwanehildens in die Christenheit. Noch weit größer war der Zug, der von dem Forsthause nach der Stadtkirche wallte als damals. Kein Unfall störte wieder die Feierlichkeit. Schwanehilde empfing noch in der heiligen Taufe den Vornamen Gottwerthe und den Zunamen „König" zum Andenken an ihres Vaters irdische Würde. Zugleich segnete der Herr Pfarrer Petrus und die junge Christin als Verlobte ein. Endlich wurde auch noch der indische Diener getauft, welcher durch des Petrus und der Schwanehilde Lehre und Beispiel das Christenthum außerordentlich lieb gewonnen hatte und von dem Herrn Pfarrer gleichfalls unterrichtet worden war. Nach dieser dreifachen

Feierlichkeit ging der ganze Zug unter fröhlicher Musik in den Wald zurück, wo in dem Schatten hoher Tannen lange, wohlbesetzte Tafeln aufgestellt waren, an welchen die sämmtlichen Anwesenden von den beiden Verlobten gar festlich bewirthet wurden. Welch' ein Jubel herrschte da! Und als nach geendigtem Mahle die biedern Holzhauer, Kohlenbrenner, Theer- und Pechsieder mit ihren Weibern und Kindern von der Förstersfamilie Abschied nahmen, empfing eine jede Familie aus Schwanehildens Hand ein ansehnliches Geschenk; denn eingedenk ihrer neuen Würde als Christin, vergaß sie nicht „wohlzuthun und mitzutheilen, weil solche Opfer Gott wohlgefallen."

Dem Rathe des Herrn Pfarrers gemäß wurden die zahlreichen Kostbarkeiten Ostindiens verkauft und der ungemein hohe Erlös davon also angelegt. Nach Jahresfrist erhob sich nämlich in der Nähe von Zwickau und dicht an der Landstraße ein großes, geräumiges Gebäude, mit einem ansehnlichen Garten versehen; dasselbe wurde dazu bestimmt, verwaiste Kinder, alte, gebrechliche Bürger, Bergleute und deren Wittwen aufzunehmen. Auch sollte der arme oder unterwegs krank gewordene Wandrer darin unentgeldliche Bewirthung und Pflege finden. Der Schwanenweiher empfing eine steinerne Einfassung und zu dem Wasser hinabführende Treppen, zur Bequemlichkeit derjenigen, welche von dem heilsamen Wasser Gebrauch machen wollten. In der Mitte des Teiches aber erhob sich ein großer, aus Stein gehauener Schwan und zwar in der rührenden Stellung abgebildet, wie er sein Schwanenlied singt. Desgleichen

prangten auch drei steinerne Schwäne über dem Haupteingang des vorhin beschriebenen Verpflegungshauses, weshalb dasselbe in der Folge das Hospital zu den drei Schwänen genannt wurde. Ein prächtiges Denkmal kam noch unter die Buche auf das Grab von Schwanehildens Mutter, wobei man das Zeichen des Christenthums, das heilige Kreuz, nicht vergaß. Als der erst erwähnte Bau beendigt war, übergab der Förster Willig, mit Genehmigung seines gnädigen Landesherrn, seinem Sohne Petrus sein Amt und zog mit seiner übrigen Familie in das Pflegehaus, wo er der wackere Herbergsvater und Hanna die immerthätige Herbergsmutter wurde. Einer der ersten Bewohner des Hospitals war der ganz arm und siech gewordene Jägerbursche Conrad, welcher durch die liebreichen Bemühungen des christlichen Ehepaares ein neuer, gebesserter Mensch und in der Folge zum unermüdlichen Krankenwärter wurde. Willig und seine Frau erlebten noch große Freude an ihren Kindern.

Gleich nach dem Abgange des Försters in sein neues Amt wurde Schwanehilde mit dem Petrus ehelich verbunden. Zwar kamen die Mädchen, mit welchen die junge Förstersfrau ihren Gemahl in der Folge beschenkte, ohne jenen wunderbaren Schleier zur Welt; dafür aber wurden sie, so wie ihre Brüderleins, bald nach ihrer Geburt mit einem Wasser besprengt, das vermöge der dabei ausgesprochenen Worte, noch viel wundersamere Eigenschaften besaß, als jener zauberische Schleier. Hatte dieser nur seine Besitzerin in einen Schwan verwandeln können: schützte jenes Wasserbad

vor dem Tode und der Macht böser Geister und gab Allen denen, so daran glaubten, ein ewiges Glück. Und diese wundervollen Wirkungen jenes Wassers konnten von keinem übelgesinnten Menschen seinen Besitzern geraubt oder zerstört werden, wie bei dem Schleier der Fall war; vielmehr besaßen sie noch das Gute, daß sie immer wieder gewonnen werden konnten, selbst wenn ihr Eigenthümer erst muthwillig sie weggeworfen. Allen den lieben Kindern, welche diese Erzählung gelesen und vielleicht im Stillen Schwanehilden um jenen wundersamen Schleier beneidet haben, sei hiermit noch zum Trost gesagt, daß auch sie im Besitze des besprochenen Wassers und seiner außerordentlichen Wirkungen sind.

Es ist das Wasser der heiligen Taufe, welches, kraft der Worte und Verheißungen Gottes, selig machen kann Alle, die daran glauben!

Das Hospital, so wie der Schwanenteich mit seiner steinernen Einfassung ist nicht mehr vorhanden. Das Andenken daran bewahrt jedoch noch heute das Rathhaus der Schwanenstadt Zwickau, indem es über seiner Thüre drei in Stein gehauene Schwäne vorzeigt, welche meines Wissens auch in dem Stadtsiegel zu sehen sind.

Druck von Hirschfeld in Leipzig.

Druck von Hirschfeld in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nieritz, Gustav,

Jugendschriften Sammlung I

Bd.: 1

Leipzig 1845

Paed.pr. 4453 I,I-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761977-5